

Band 2557

BASTEI

Neuer Roman

G-man *Jerry Cotton*

Der Kriminalroman, von dem die Welt spricht

Blutgeld



Band 2557 • Deutschland 1,50 €

Österreich 1,80 € • Schweiz 3,00 CHF

Belgien 1,80 € / Luxemburg 1,80 € / Niederlande 1,80 € / Frankreich 1,80 €
Italien 1,80 € / Spanien 2,10 € / Griechenland 2,10 € / Portugal cont. 2,10 €





G-man **Jerry Cotton**

Blutgeld

Die lokale Presse brachte es in einer Sondermeldung: Auf dem Hudson River war ein Boot der *Manhattan Ship Society* gesunken und hatte über ein Dutzend Menschen mit in den Tod gerissen, darunter zwei Kinder im Alter von zwölf und vierzehn Jahren und den Kapitän des Schiffes. Vorausgegangen war die Explosion einer Bombe im Maschinenraum. Sie hatte ein Loch in den Rumpf des Schiffes gerissen. Man vermutete einen terroristischen Hintergrund. Ein Bekennerschreiben lag nicht vor. Da eine Bombe im Spiel war, wurde der Fall vom Police Department an das FBI abgegeben. Mr High betraute Phil und mich mit den Ermittlungen. Er sagte: »Wir haben ein gesunkenes Schiff und vierzehn Tote. Und wir wissen nicht, wer dahinter steckt. Es können islamistische Terroristen sein oder auch amerikanische Extremisten oder irgendeine andere militante Gruppierung. Wir tappen im Dunkeln. Bringen Sie Licht in dieses Dunkel, Jerry und Phil, und bringen Sie mir den oder die Verantwortlichen!«

Ein glasklarer Auftrag. Doch wo sollten wir ansetzen? Wir beschlossen, uns zunächst einmal die *Manhattan Ship Society* näher anzusehen. Es gab vier Gesellschafter, ihre Namen waren Ken Stowell, James McLoyd, Telly Allister und Richard Overton. Ken Stowell war Geschäftsführer. Er war ein Mann um die fünfzig, groß und schlank, natürliche Autorität ausstrahlend, und er besaß erstklassige Manieren.

Das Büro der Gesellschaft befand sich in der Murray Street. Dort trafen wir Ken Stowell. Sein Büro war teuer eingerichtet. Er bewahrte uns gegenüber vornehme Distanz.

»Es gab keine Drohungen«, sagte er. »Das Attentat wurde nicht angekündigt. Vielleicht ein Konkurrenz-Unternehmen. Ich habe keine Ahnung.«

»An wen denken Sie?«

Er hob die Schultern. »Zum Beispiel die *Circle Line Sightseeing Tours*.«

»Ein renommiertes Unternehmen«, sagte ich.

Stowell ließ die Schultern wieder sinken und gab keine Antwort.

»Was kostet so ein Boot?«, fragte ich.

»Das Schiff, das versenkt wurde, kostet neu 1,5 Millionen Dollar.«

»Wie hoch war es versichert?«

»Auf ebendiese 1,5 Millionen.«

»Haben Sie das Boot neu gekauft?«, wollte Phil wissen.

»Warum stellen Sie diese Fragen?«, knurrte Stowell. Seine Brauen hatten sich zusammengeschoben. Er musterte uns abwechselnd. »Besteht etwa der Verdacht, dass wir unser Schiff selbst

versenkt haben, um die Versicherungssumme zu kassieren?«

»Wir müssen jede Eventualität prüfen«, entgegnete ich. »Wenn Sie also die Frage beantworten würden.«

Stowell schoss mir einen bösen Blick zu. »Für unsere Gesellschaft fahren insgesamt fünf Schiffe. Wir haben alle unsere Boote gebraucht gekauft. Der Preis lag jeweils um die 500.000 Dollar. Bevor wir sie für den Ausflugsverkehr einsetzen, lassen wir sie jedoch generalüberholen. Wir überlassen nichts dem Zufall. Unsere Boote befinden sich, wenn sie zum Einsatz kommen, in einem Top-Zustand.«

»Das glaube ich Ihnen gern«, erklärte ich.

Später, als wir im Jaguar saßen und in Richtung Norden fuhren, um James McLoyd, der eine Wohnung in der 55th Street besaß, zu sprechen, sagte Phil: »Selbst wenn die Gesellschaft jedes Boot mit einer Viertelmillion aufmöbelt, ehe es zum Einsatz kommt, ist im Versicherungsfall eine Dreiviertelmillion verdient. Von dem Gewinn könnte ein weiteres Schiff angeschafft und generalüberholt werden. Aus eins mach zwei. Du verstehst, was ich meine?«

Natürlich verstand ich. Was Phil vorbrachte, war ausgesprochen schwerwiegend. Wobei es nicht von der Hand zu weisen war.

»Wir werden den Fall auch in diese Richtung abklopfen müssen«, sagte ich. »Sicher wird auch die Versicherung Ermittlungen anstellen. Es wird wohl zu einer engen Zusammenarbeit zwischen uns und den Ermittlern der Versiche-

Titelfoto: »Deep End« / defd, HH

Die auf unseren Titelbildern dargestellten Schauspieler stehen in keiner Beziehung zu dem Romantitel und dem Inhalt dieses Bastei-Romans.

rung kommen. Zunächst aber sollten wir uns nicht mit Vermutungen und Spekulationen abgeben, sondern uns mit den Fakten beschäftigen.«

»Fakt ist, dass die *Albatros* nach einer Bombenexplosion untergegangen ist und dem Anschlag vierzehn Menschen zum Opfer fielen«, meinte Phil. »Und Fakt ist weiterhin, dass es unser Job ist, die Sache aufzuklären. Dabei sollten wir nichts außer Acht lassen.«

Wo Phil Recht hatte, hatte er Recht.

Wir erreichten die 55th Street und ich fand nicht weit von dem Gebäude entfernt, in dem James McLoyd wohnte, einen Parkplatz. Wir stiegen aus und gingen zu dem Wohn- und Geschäftshaus, in dessen vierter Etage McLoyd ein Apartment besaß.

Er war zu Hause und bat uns in die Wohnung. Eine Frau begrüßte uns recht freundlich, und McLoyd stellte sie uns als seine Ehefrau vor. Seine Anwesenheit im Betrieb sei nicht vonnöten, erklärte er, da Ken Stowell den Laden schmeiße und er nur gefordert wäre, wenn ein Gesellschafterbeschluss zu fassen sei. McLoyd war ein freundlicher Mann, um die fünfzig Jahre, untersetzt, mit einem ziemlich dicken Bauch und einem sympathischen Gesicht. Er forderte uns auf, Platz zu nehmen, dann sagte er: »Sie kommen sicher wegen des Schiffsunglücks. Wir sind alle sehr betroffen. Ich denke, dass Terroristen dahinter stecken. Bombenterror geht doch meistens von derartigen Gruppierungen aus. Und sie schrecken auch nicht davor zurück, Menschen zu töten.«

Mein Handy klingelte. Ich nahm es heraus und drückte die grüne Taste. Es war Mr High. Er sagte: »Es ist ein Bekennerbrief bei der New York Times eingegangen, Jerry. Eine Gruppe, die

sich ›Neue Patriotische Front‹ nennt, zeichnet für den Anschlag auf die *Albatros* verantwortlich.«

»Neue Patriotische Front«, wiederholte ich. »Noch nie etwas gehört von der Gruppierung. Wurden in dem Brief irgendwelche Ziele genannt, die die Bande verfolgt? Was will sie durchsetzen oder erreichen?«

»In dem Brief ist nichts weiter angegeben«, erwiderte Mr High. »Der Verfasser weist jedoch darauf hin, dass es zu weiteren Anschlägen kommen wird.«

»Das ist ungewöhnlich«, sagte ich.

Dann bedankte ich mich bei Mr High, trennte die Verbindung und wandte mich an Phil: »Ein Bekenner schreiben. Die Gruppierung nennt sich *Neue Patriotische Front*. Noch nie was gehört davon.«

Ich richtete den Blick auf James McLoyd. »Sie haben Recht, Mister McLoyd. Es sieht nach Terrorismus aus. Die militanten Gruppierungen in unserer Stadt begnügen sich scheinbar nicht mehr damit, Häuserwände, Brücken und U-Bahn-Schächte mit irgendwelchen Parolen vollzusprühen und Gewalt zu predigen.«

»Mit dem Schreiben sind weitere Anschläge angekündigt worden«, fuhr ich fort. »Forderungen wurden nicht gestellt. Es wurden auch keine Ziele genannt, die die Gruppierung verfolgt. Irgendwie kommt mir die Sache ziemlich ungewöhnlich vor.«

McLoyd konnte uns auch nicht weiterhelfen. Aber wir hatten ihn kennen gelernt und konnten uns ein Bild von ihm machen. Darauf, Telly Allister und Richard Overton einen Besuch abzustatten, verzichteten wir, sondern fuh-

ren zurück ins Field Office. Der Brief lag Mr High vor. Er war mit dem Computer geschrieben und auf Papier ausgedruckt worden, das es in jedem Supermarkt zu kaufen gab.

Ich erinnerte mich an die rechtsextremistische Gruppe, die sich ›Kampfgruppe 11. September‹ genannt hatte. Ihr Boss hieß Steven Caldrige und der saß lebenslänglich in Sing Sing, dem Staatsgefängnis von New York.

Wir beschlossen, mit Caldrige ein Gespräch zu führen, in der Hoffnung, dass er trotz seiner Inhaftierung auf dem Laufenden war, was sich in der Szene tat. Vielleicht konnte er uns einige brauchbare Hinweise liefern.



Das Gefängnis liegt bei Ossining am Highway 9 und nur dreißig Meilen von New York entfernt. Da wir angemeldet waren, gab es keine Schwierigkeiten, den Gefangenen zu sprechen. Er wurde in einen spartanisch eingerichteten Raum gebracht. Es gab hier nur einen Tisch und vier Stühle.

Steven Caldrige war an Händen und Füßen gefesselt. Der Blick, mit dem er uns musterte, war alles andere als freundlich. »Was wollt ihr?«, fragte er grollend, als er saß. Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück und streckte die Beine von sich. Er gab sich also lässig und wollte uns dokumentieren, dass wir ihn mal könnten.

»Nur ein paar harmlose Fragen«, erklärte ich.

»Da bin ich aber gespannt.«

»Schon mal was von der *Neuen Patriotischen Front* gehört?«, fragte ich.

Caldrige runzelte die Stirn. »Nein. Wer steckt dahinter?«

»Das wollten wir von Ihnen hören, Caldrige«, sagte Phil. »Es gab einen

Anschlag auf ein Schiff der *Manhattan Ship Society*. Dabei kamen Menschen ums Leben. Sie sind Insider, wenn es um die militante Szene in New York geht. Und wir denken, dass Sie auch hinter Gittern auf dem Laufenden sind.«

»Wenn ein Schiff versenkt wurde, dann hat das wahrscheinlich einen terroristischen Hintergrund«, antwortete Caldrige. »Es gibt eine Zelle von *Ansar el Islam* in New York. Es können aber auch andere Sympathisanten der Al Qaida dahinter stecken. Wie kommen Sie auf die *Neue Patriotische Front*?«

»Es liegt ein Bekenner schreiben vor«, erwiderte ich.

Caldrige schüttelte den Kopf. »Sagt mir nichts. Im Übrigen täuschen Sie sich, G-men, wenn Sie glauben, dass ich hier in Sing-Sing auf dem Laufenden bin. Meine Leute haben mich abgeschrieben. Ich bin uninteressant für sie geworden. Mein Platz in der Organisation ist längst neu besetzt und...«

Er brach ab und biss sich auf die Unterlippe, wie ein Mann, der schon viel zu viel preisgegeben hatte.

»Die *Kampfgruppe 11. September* ist also noch aktiv?«, hakte ich sofort nach.

Caldrige starrte mich nur an. Ich versuchte in seinem Gesicht zu lesen, doch er hatte sein Pokerface aufgesetzt und verriet mit keinem Wimpernschlag, was hinter seiner Stirn vorging.

»Wenn Ihre Leute Sie fallen ließen«, sagte Phil, »weshalb arbeiten Sie nicht mit uns zusammen? Helfen Sie uns auf die Sprünge, Caldrige. Es würde ganz sicher Ihr Schaden nicht sein.«

Caldrige lachte. »Wollen Sie mir den Mund wässrig machen, Decker? Was habe ich schon zu erwarten? Ich

werde bis an mein Lebensende hinter diesen Mauern lebendig begraben sein. Womit also wollen Sie mich ködern, G-man?»

»Man könnte über die eine oder andere Vergünstigung sprechen«, versetzte Phil. »Es gibt da eine Reihe von Möglichkeiten.«

Caldridge winkte ab. »Selbst wenn. Ich könnte Ihnen nichts sagen. Aber versuchen Sie es mal in der *Andalusia Bar* in East Village. Dort verkehren einige Jungs, die mal der *Kampfgruppe 11. September* angehört haben. Es waren zwar nur Statisten, aber es ist nicht auszuschließen, dass Ihnen der eine oder andere weiterhelfen könnte.«

»Vielen Dank«, sagte ich. »So viel Kooperationsbereitschaft hätte ich nicht erwartet.«

»Meinen Sie das zynisch, Cotton?«, blaffte Caldridge.

»Nein, ich meine es ehrlich.«

Der Gefangene wurde wieder abgeführt. Wir fuhren zurück nach Manhattan.



Auf Pier 90 des New York City Passenger Ship Terminal hatten sich die Angehörigen und Bekannten der bei dem Anschlag getöteten Passagiere zu einem Gedenkgottesdienst eingefunden. Es waren aber auch einige hundert Menschen aus Solidarität gekommen, um allein mit ihrer Teilnahme gegen terroristische Gewalt zu protestieren. Man konnte von den Gesichtern die Erschütterung ablesen. Viele weinten. Der Priester, der den Gottesdienst hielt, fand eindringliche Worte des Trostes. Ob sie tatsächlich trösteten, blieb dahingestellt. Nach dem Gottesdienst drückte der Priester jedem der Anwesenden persönlich seine An-

teilnahme aus. Und wieder fand er tröstende Worte, wenn er merkte, wie sehr die Menschen unter dem Verlust litten.

»Gott hat ein offenes Ohr«, sagte er zu Robert Barnes, einem Mann, der Frau und Tochter verloren hatte. Es war der zwölfte Geburtstag Cindys gewesen. Ihre Mutter hatte ihr schon lange die Ausflugsfahrt auf dem Hudson versprochen gehabt. Er, Barnes, war nicht mitgekommen, weil er an diesem Tag Dienst bei der City Police versehen musste. Er gehörte zum Patrol Services Bureau und war Detective Sergeant. Ihn interessierte die Ausflugsfahrt weniger, außerdem hatte er keinen Kollegen bitten wollen, mit ihm den Dienst zu tauschen. Barnes vernahm die Worte des Priesters wie aus weiter Ferne. »Er wird Ihre Frau und Ihre Tochter aufnehmen in sein Himmelreich und...«

Die Worte erreichten nur den Rand seines Bewusstseins. Und erst als der Priester schwieg, besann sich Barnes wieder auf die bittere und gnadenlose Realität. »Ich wünsche den Schuften, die meine Frau und Cindy auf dem Gewissen haben, die Pest an den Hals«, stieß er voll Hass hervor.

Das Gesicht des Priesters verschloss sich. »Hass ist nicht das richtige Mittel, um...«

Barnes winkte ab und der Priester schwieg. »Ich kann diesen Verbrechern nicht verzeihen«, sagte Barnes grollend. »Meine Frau war dreiunddreißig und stand mitten im Leben, meine Tochter war zwölf. Jetzt sind sie tot. Finden Sie das gerecht? Ich nicht. Und wenn es einen gerechten Gott gäbe, dann würde er Feuer vom Himmel schi-

cken und die Mörder meiner Frau und Tochter vernichten.«

»Sie sollten nicht mit Gott hadern.«

»Ich kann nicht anders.« Barnes wandte sich ab und ließ den Priester einfach stehen. Ein Mann näherte sich ihm. Er hatte die Worte, die Barnes zu dem Pfarrer gesprochen hatte, hören können.

Der Mann holte Barnes ein und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Warten Sie.«

Robert Barnes blieb stehen und drehte sich halb herum. Der Mann, der ihn angesprochen hatte, war einen Schritt hinter ihm stehen geblieben. Er war groß, etwa eins fünfundachtzig, dunkelhaarig, um die vierzig Jahre alt und schaute sehr ernst drein. »Was wollen Sie?«, fragte Barnes nicht gerade freundlich.

»Ich habe mitbekommen, was Sie eben gesagt haben.«

»Na und?« Barnes wandte sich um und machte Front gegen den anderen.

»Auch ich bin wütend. Mein Bruder kam bei dem Unglück ums Leben. Er war Kapitän auf der *Albatros*.«

»Ich habe Frau und Tochter verloren. Und wenn ich wüsste, wer für ihren Tod verantwortlich ist...« Barnes brach vielsagend ab. Sein Gesicht war wie aus Granit gemeißelt. Nur in seinen Mundwinkeln zuckte es. Er war bleich. Dunkle Ringe lagen unter seinen Augen. Mit dem Tod seiner Frau und seiner Tochter war in Robert Barnes etwas zerbrochen.

»Können wir reden?«

»Worüber?«

»Über das Unglück. Ich weiß einiges, das Sie vielleicht interessieren könnte. Es gibt dort vorne ein Café. Ich lade Sie ein. Wenn ich Ihnen erzählt habe, was ich weiß, sehen Sie viel-

leicht einiges mit völlig anderen Augen.«

»Meinetwegen.«

Sie gingen nebeneinander in die Richtung des Cafés davon.



Herb Callagher war Zuhälter, Drogendealer und er handelte mit Waffen. Er hatte drei Huren laufen, die für seinen Lebensunterhalt sorgten. Das Vorstrafenregister Herb Callaghers war lang, insgesamt hatte er sieben Jahre hinter Gittern verbracht. Drei davon wegen gefährlicher Körperverletzung. Er war brutal und ging über Leichen. Seinen Tag und auch den größten Teil der Nacht verbrachte er im Club 66, einer Spelunke in Soho, in der nur Typen vom Kaliber Callaghers verkehrten. Die Zeit vertrieben sie sich mit Pool Billard oder Poker.

Callagher saß beim Poker, als sein Handy klingelte. Er zog es aus der Jackentasche, hob es ans Ohr und nannte seinen Namen. Und ehe der andere etwas sagen konnte, fragte er: »Was willst du?«

»Ich brauche eine Kanone. Und dann habe ich einige Jobs für dich. Es ist einiges drin. Und es ist ziemlich einfach und gefahrlos.«

»Was ist es?«

»Wir müssen es unter vier Augen besprechen. Bis wann kann ich die Kanone bekommen?«

»Morgen. Eine Glock kostet um die 700 Dollar.«

»In Ordnung. Wo treffen wir uns? Du weißt, dass ich mit dir nicht gesehen werden will.«

»Komm um 10 Uhr abends zum Parkplatz des John Jay Park. Dort übergebe ich dir die Waffe. Bring Geld mit. Dann reden wir.«

»All right. Bis morgen.«

Callagher schaltete das Handy aus und steckte es wieder in die Tasche.



Ich betrat um 22 Uhr die *Andalusia Bar*. Meinem ersten Eindruck nach handelte es sich um eine üble Spelunke. Der Laden war gerammelt voll. In die Klänge der Heavy-Metal-Musik, die aus den Lautsprechern dröhnte, mischte sich ein Gewirr von Stimmen. Die Kerle hier mussten brüllen, um sich verständlich zu machen.

Ich hatte mich salopp gekleidet. Cowboystiefel, Jeans, Lederjacke. Auf meinem Kopf saß eine Baseballmütze.

Man hatte mich mit einem Minisender ausgestattet. Phil saß einige Straßen weiter im XKR und hatte den Empfänger, ein kleines Gerät, mit dem die geführten Gespräche auch aufgenommen werden konnten, aktiviert. Sollte es sich als notwendig erweisen, konnte er innerhalb weniger Minuten eingreifen und mir gegebenenfalls den Rücken freihalten. Auf weitere Verstärkung hatten wir verzichtet.

Im hinteren Teil der Gaststätte standen zwei Billardtische. Beide waren besetzt. Der Tresen befand sich mitten im Raum und bildete ein Karree. Die Kerle standen dort in Zweierreihen und tranken das Bier aus Dosen. Es gab aber auch ein paar Frauen.

Einige Blicke ruhten auf mir. Ich drängte mich am Tresen zwischen zwei Kerle, ein Keeper schaute mich an und bewegte den Mund, ich schätzte, er fragte nach meinem Wunsch. »Ein Bier!«, brüllte ich, bekam es und suchte mir einen Platz an einem der wenigen Tische, die noch frei waren.

Ich betrachtete das Publikum. Es gab Kerle, die in Leder gekleidet und de-

ren Haare lang waren. In ihren Gesichtern wucherten wilde Bärte, und ich war mir sicher, dass sie zu den schweren Maschinen gehörten, die vor der Kneipe abgestellt waren. Da waren aber auch eine Reihe Burschen, die sich die Köpfe kahl rasiert hatten und die ich nach Caldridges Tipp der rechten Szene zuordnete. Weiß Gott, ich hatte nichts gegen Zeitgenossen, die sich die Köpfe kahl schoren. Aber für einige von ihnen stellte dies ein Markenzeichen dar. Und zu dieser Minderheit zählte ich die Glatzköpfe, die ich in der *Andalusia Bar* sah.

Einige Zeit saß ich allein an dem Tisch. Dann ging die Tür auf und eine Gruppe von jungen Männern betrat das Lokal. Sie waren schwarz gekleidet und kahl rasiert. Sie kamen zu meinem Tisch, und ohne zu fragen, ob die anderen Stühle noch frei waren, setzten sie sich. Zwei von ihnen holten sich Stühle von einem anderen Tisch. Eine Bedienung kam und sie bestellten Bier. Gleich darauf brachte die Bedienung ein Tablett voller Dosen. Die Kerle tranken gierig.

Plötzlich erhob sich einer von ihnen, auch sein Kopf war blank wie eine Billardkugel, ging zu den Billardtischen im Hintergrund und legte einem breitschultrigen Burschen, der mit dem Rücken zu uns stand und das Spiel verfolgte, die Hand auf die Schulter. Der Breitschultrige drehte sich um, lachte und dann wechselten sie ein paar Worte. Danach kamen die beiden zum Tisch.

Der Kerl, der seinen Freund an den Tisch geholt hatte, trat hinter mich und legte mir die Hand auf die Schulter. Dann schrie er neben meinem Ohr: »Verzieh dich und mach den Platz frei.

Schwing die Hufe, mein Freund! Oder muss ich dir Beine machen?«

Einen Augenblick lang sträubte sich alles in mir, der Aufforderung nachzukommen, aber dann besann ich mich darauf, dass ich hier war, um etwas zu erfahren, und ich angelte mir mein Bier, erhob mich und ging zum Tresen, drängte mich in eine Lücke und blieb stehen.

Einer der Rocker, zwischen denen ich stand, hatte den Zwischenfall beobachtet. Er lachte und stieß hervor: »Es war klug von dir, diese Kerle nicht zu reizen. Mit denen ist nicht gut Kir-schen essen. Sei nur froh, dass du ame-rikanisch aussiehst. Sonst hätten sie dich auf die Straße geworfen. Vielleicht hätten sie dich draußen noch schlimmer verprügelt.«

»Was sind das für Kerle?«

»Randalierer, Rassisten. Vor ihnen musst du dich in Acht nehmen.«

»Ich habe davon gehört. Die *Andalusia Bar* soll ihre Stammkneipe sein. Gehört ihr auch dazu?«

Der Bursche lachte. »Nein. Wir gehören zu den *Black Angels*. Die Bar hier ist *unsere* Stammkneipe. Aber wir dulden diese Dummköpfe. Und sie respektieren uns. Also leben wir hier in einem friedlichen Nebeneinander.«

»Rechtsextremisten, wie?«, sagte ich.

»So kann man diese Idioten bezeichnen. Sie schmieren Wände mit ihren Parolen voll, organisieren Aufmärsche, prangern die bestehende Gesellschaft an und plappern irgendwelche Sprüche nach, die ihnen die etwas intelligenteren Unruhestifter vorkauen. Das hier ist Fußvolk, Bodensatz. Aber solange sie uns in Ruhe lassen...«

Der Rocker brach ab.

»Hast du schon mal was von einer

Organisation gehört, die sich *Neue Patriotische Front* nennt?«, fragte ich.

Der Rocker verzog den Mund. »Bist du 'n Bulle? Undercover vielleicht?« Jetzt schaute er mich mit den Augen eines Reptils an. Und mir wurde klar, dass die *Black Angels* nicht gerade mit der Polizei befreundet waren.

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Einer meiner Angehörigen ist bei dem Schiffsunglück auf dem Hudson ums Leben gekommen. Die *Neue Patriotische Front* hat sich zu dem Anschlag bekannt. Ich will herausfinden, wer dahinter steckt.«

»Willst du dich etwa rächen?«

»Vielleicht. Hast du schon mal von der *Kampfgruppe 11. September* gehört?«

Der Rocker kniff die Augen zusammen. »Ja. Du scheinst ja ziemlich gut Bescheid zu wissen.«

»Kannst du mir helfen, mit einem der Kerle, der zu der Kampfgruppe gehört, ins Gespräch zu kommen?«

»Du stichst unter Umständen in ein Wespennest.«

»Das nehme ich in Kauf.«

»Ich denke, du bist doch 'n Bulle. – Warte.«

Der Rocker ging davon. Er schlenderte zu dem Tisch, an dem ich eben noch gesessen hatte, und sprach auf den Burschen ein, der mich verjagt hatte. Dieser blickte zu mir her. Sein Blick saugte sich geradezu an mir fest. Plötzlich erhob er sich und kam näher. Der Rocker folgte ihm. Einen halben Schritt vor mir blieb der Glatzkopf stehen und stemmte beide Hände in die Seiten. Er musterte mich von oben bis unten, dann fragte er: »Was willst du?«

»Es gibt eine Bande von Mördern, die sich *Neue Patriotische Front* nennt«,

erwiderte ich und hielt dem stechenden Blick des Burschen stand.

»Du willst hier den gnadenlosen Rächer spielen?«, fragte der Glatzkopf und grinste herablassend.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich will nur wissen, wer dahinter steckt.«

»Raul meint, du wärst 'n Bulle«, sagte der Glatzkopf. »Von wem hast du den Tipp, dich in der *Andalusia Bar* umzusehen?«

»Von Steven Caldridge höchstpersönlich. Ich kenne ihn von früher. Wir waren mal so etwas wie Brüder im Geiste. Du verstehst, was ich meine? Ich spreche von der *Kampfgruppe 11. September*.«

Der Glatzkopf schob die Unterlippe vor und schaute versonnen. Plötzlich schoss seine rechte Hand vor, er packte mich an der Jacke und zog mich dicht zu sich heran. Sein Atem schlug mir ins Gesicht, als er hervorstieß: »Ich glaube dir kein Wort.«

»Dann lass es bleiben!«, versetzte ich ungerührt. »Und jetzt nimm deine Hand von meiner Jacke. Normalerweise bin ich ja ein Gedulds Mensch. Aber wenn mir einer an die Wäsche geht, kann ich verdammt sauer werden.«

Ich starrte ihn zwingend an.

Seine Hand öffnete sich. »Verschwinde!«, zischte er. »Die Luft hier ist nicht besonders gesund für Leute wie dich. Wenn wir dich an die frische Luft setzen, hast du ein Problem am Hals. Dann kriechst du sicherlich auf dem Bauch nach Hause.«

Wenn ich mich einschüchtern ließ, hatte ich verloren. Aber ich war nicht in die Bar gekommen, um mich wie ein Hund treten und verjagen zu lassen. Ich musste mir Respekt verschaffen. Nur wenn ich bewies, dass ich ihnen ebenbürtig war, erhielt ich vielleicht

Antworten auf meine Fragen. Also drehte ich den Spieß um und packte mit beiden Händen den Kerl an seinem schwarzen Rollkragenpullover, drückte die Fäuste nach oben und zwang ihn, auf den Zehenspitzen zu stehen. Dann sagte ich zwischen den Zähnen: »Du hast ein ziemlich großes Mundwerk, mein Freund. Vielleicht hast du mich nicht richtig verstanden. Ich sagte, dass mir Caldridge den Tipp gab. Warum glaubst du wohl, hat er ihn mir gegeben? Weil ich 'n Bulle bin? Sag mal, hast du Dreck unter der Schädeldecke?«

Er schaute mich an wie eine Kuh, wenn es donnert. Damit hatte er wohl nicht gerechnet. Der Rocker, der daneben stand, war sichtlich erstaunt. Er starrte mich an, als wollte er nicht glauben, was er sah. Ich stieß den Glatzkopf zurück. Er taumelte zwei Schritte nach hinten, ruderte Halt suchend mit den Händen, setzte das linke Bein zurück und bewahrte gerade noch sein Gleichgewicht.«

»Komm mir bloß nicht mehr blöd«, warnte ich. »Und jetzt geh mit mir nach hinten. Da ist es ruhiger. Wir müssen reden. Wie ist dein Name?«

»Mort Dillinger.«

»Fein, Dillinger. Du bist nur ein Statist. Ich aber gehöre zur alten Garde. Jetzt ist das mit meinem Cousin passiert. Ich will wissen, wer sich hinter der Bezeichnung *Neue Patriotische Front* verbirgt. Und du wirst mir sagen, was du weißt.«

Man war auf uns aufmerksam geworden. Die Unterhaltungen waren verstummt. Nur noch Heavy Metal plärrte aus den Lautsprechern. Hier

wurde den Trommelfellen ganz schön was zugemutet.

Ich trat neben Dillinger, legte ihm die Hand auf die Schulter und dirigierte ihn nach hinten, wo die Billardtische standen. Hier war es nicht ganz so laut. Die vier Kerle, die Billard gespielt hatten, starrten uns an. Einer hielt den Queue in der Rechten und schlug ihn immer wieder leicht in seine geöffnete Linke. Auf dem Handrücken trug er eine Tätowierung.

»Ich habe noch nie etwas von der *Neuen Patriotischen Front* gehört«, knurrte Dillinger. »Die *Kampfgruppe 11. September* sagt mir was. Aber sie ist nicht mehr aktiv, wie zu der Zeit, in der Caldrige das Szepter in der Hand hielt. Jetzt beschränken wir uns nur noch darauf, Aufmärsche zu organisieren.«

»Wer leitet jetzt die Gruppe?«, fragte ich.

»Das verrate ich dir nicht. Ich glaube nämlich immer noch nicht, dass du einer von uns bist. Für mich bist du 'n Spitzel.«

»Kannst du dich mal umhören, Dillinger?«, fragte ich, ohne auf seine letzten Worte einzugehen. »Und keine Sorge. Die *Kampfgruppe 11. September* interessiert mich nicht. Ich will wissen, wer sich in der *Neuen Patriotischen Front* etabliert hat.«

»Ich arbeite doch nicht für die Bullen!«, blaffte Dillinger.

»Du arbeitest für mich«, versetzte ich. »Mein Name ist Tom Sheffield. Ich habe mal ganz vorne mitgespielt. Aber das war vor deiner Zeit, Dillinger. Vielleicht kann sich einer von deinen Kumpels an mich erinnern. Ich halte es jedoch für unwahrscheinlich. Ich habe mich immer ziemlich im Hintergrund gehalten. Das ist auch der

Grund, weshalb ich nicht auch in Sing-Sing sitze.«

»Wann kommst du wieder?«, fragte Dillinger.

»Übermorgen. 20 Uhr. Hör dich um, mein Freund. Und vergiss nicht, dass ich dem Verein schon angehört habe, als du noch die Schulbank gedrückt hast.«



Ken Stowell, der Geschäftsführer der *Manhattan Ship Society*, machte um 18 Uhr Feierabend. Sein Pontiac stand in der Tiefgarage des Gebäudes, in dem sich sein Arbeitsplatz befand. Er fuhr mit dem Aufzug hinunter. Den Platz in der Tiefgarage hatte er gemietet. Es machte plopp, als er per Fernbedienung die Türen des Fahrzeugs entriegelte. Im Innern des Wagens ging das Licht an.

Ken Stowell war in Gedanken verloren. Er achtete nicht auf den Mann, der hinter einem Dodge-Jeep hervor kam und auf ihn zusteuerte. Der Mann war untersetzt und trug eine Skimaske, sodass von seinem Gesicht nur Augen und Nase zu sehen waren.

Der Maskierte griff wortlos unter die Jacke, und als seine Hand zum Vorschein kam, hielt sie eine Beretta mit aufgeschraubtem Schalldämpfer.

Jetzt nahm ihn Ken Stowell wahr. Aber er kam gar nicht richtig zum Denken, dann traf ihn die Kugel in die Brust. Die Detonation verschluckte der Schalldämpfer. Stowell griff sich mit beiden Händen an die Brust. Er spürte keinen Schmerz. Nur Schwindelgefühl. Und plötzlich riss sein Denken. Als er am Boden aufschlug, war er bereits tot.

Der Mörder starrte sekundenlang auf die reglose Gestalt hinunter. Dann wandte er sich abrupt ab und ging zur

Ausfahrt. Er zog die Maske von seinem Kopf und verstaute sie in der Tasche. In der Murray Street mischte er sich unter die Passanten, die sich auf den Gehsteigen bewegten.



Wir hörten, kaum dass wir den Dienst angetreten hatten, von dem Mord. Ein Kollege vom Police Department informierte uns. Ich nahm mit der SRD Verbindung auf. Ein Beamter namens Desmond meldete sich. Ich klärte ihn auf, was mich veranlasst hatte anzurufen. Daraufhin wurde ich weiterverbunden, und endlich hatte ich den Mann an der Strippe, der den Fall Stowell bearbeitete. Er hieß Robarts.

»Stowell wurde erschossen«, sagte Robarts. »Brustschuss. Der Tod ist kurz nach 18 Uhr eingetreten. Der Täter hat keine Spuren hinterlassen. Stowell befindet sich in der Gerichtsmedizin. Vielleicht gibt die Kugel etwas her. Was denken Sie, Cotton? Steht der Mord in einem Zusammenhang mit dem Anschlag auf die *Albatros*? Es war schließlich ein Boot der *Manhattan Ship Society*, und Stowell war deren Geschäftsführer.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich. »Aber es liegt nahe. Wir werden wohl den Mord an Stowell mit in unsere Ermittlungen einbeziehen. Wenn es irgendwelche Ergebnisse gibt, dann setzen Sie uns bitte in Kenntnis.«

»Mach ich«, versprach Robarts.

Wir fuhren zur Wohnung Stowells und trafen seine Ehefrau an. Eine weitere, etwa gleichaltrige Frau befand sich bei ihr, die ihr sehr ähnlich sah, und ich nahm an, dass es sich um die Schwester von Mrs Stowell handelte. Mrs Stowell war am Ende. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet und ge-

schwollen. Ihre Hände zitterten. Wir stellten ihr uns als FBI-Agenten vor und ich fragte sie, ob sie in der Lage wäre, uns einige Fragen zu beantworten. Sie nickte. »Soweit ich dazu in der Lage bin, ja. Es – es ist so schrecklich. Ken hat nie jemand etwas zu Leide getan. Er hat die Gesellschaft gegründet. Es – es will mir einfach nicht in den Sinn.«

Dann stellte sie uns ihre Schwester vor. Sie leistete Mrs Stowell Beistand in dieser schweren Zeit der Trauer.

Wir setzten uns. Mit erloschenem Blick musterte die Frau uns. Ihre Tränen schienen versiegt zu sein. Sie war leichenblass.

»Eine Frage haben Sie quasi schon beantwortet«, sagte ich. »Die Frage, ob Ihr Mann Feinde hatte. Sie sagen, er hat nie jemand etwas zu Leide getan.«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Dann erhielt Ihr Mann auch keine Drohungen«, bemerkte Phil.

»Nein. Er brachte jedenfalls nie etwas Derartiges zum Ausdruck.«

»Wie hoch war der Anteil Ihres Mannes an der Gesellschaft?«

»Vierzig Prozent. Er hat die Gesellschaft gegründet und die drei anderen Gesellschafter mit jeweils zwanzig Prozent beteiligt.«

»Wie viel Prozent waren notwendig, um einen Gesellschafterbeschluss durchzusetzen?«

»Sechzig. Warum wollen Sie das wissen?«

»Nur so am Rande«, erwiderte ich. »Ihr Mann konnte also aufgrund seiner Anteile keinen Beschluss verhindern, wenn die anderen drei Gesell-

schafter für diesen Beschluss stimmten?«

»Das sehen Sie völlig richtig.«

»Erhielt die Firma irgendwelche Drohungen?«

»Mein Mann war Herz und Seele des Betriebes«, sagte Mrs Stowell. »Er leitete ihn und sein Wort hatte Geltung. Er war als Einziger befugt, Einstellungen und Entlassungen vorzunehmen, er stand seinen Mitarbeitern mit Rat und Tat zur Seite, ohne ihn lief sozusagen gar nichts. McLoyd, Allister und Overton schöpften nur den Gewinn ab, soweit er ihnen anteilmäßig zustand. Die Arbeit machte mein Mann.«

»Arbeitete das Unternehmen mit Gewinn?«, wollte ich wissen.

Mrs Stowell knetete ihre Hände. »Ich gehe davon aus. Ken hat zumindest nie darüber gesprochen, dass es nicht so sei. Uns fehlte es auch an nichts. Wobei ich sagen muss, dass mein Mann manchmal, wenn er sich unbeobachtet fühlte, sehr sorgenvoll wirkte. Wenn ich ihn fragte, was los sei, gab er mir ausweichende Antworten. Ich führte es darauf zurück, dass der Mensch Stimmungsschwankungen unterliegt.«

»Wann fuhr er an dem Tag, als er starb, zur Arbeit?«

»Wie immer um 8 Uhr.«

»Benahm er sich in den Tagen vor seinem Tod irgendwie auffällig?«

»Nein.«

»Wer hat Einblick in die Bilanzen des Unternehmens?«

»Worauf wollen Sie hinaus?« Mrs Stowell musterte mich scharf. Und mir wurde klar, dass unter Schmerz und Trauer ein harter Kern saß. Diese Frau stand mit beiden Beinen im Leben.

»Wenn das Unternehmen mit Verlusten arbeitet, wäre das ein Motiv...«

Ich brach ab und erwiderte ihren Blick.

»Ein Motiv für einen Versicherungsbetrug«, stieß sie hervor. »Das meinen Sie doch.«

Ich nickte.

»Und wie passt der Tod meines Mannes in das Puzzle?«

»Es sind Vermutungen, Mistress Stowell«, gab ich zu verstehen. »Aber wir dürfen bei unseren Recherchen nichts außer Acht lassen. Das werden Sie sicher verstehen. Wir müssen in jede Richtung ermitteln. Mir ist klar, dass Sie es angesichts der Umstände als pietätlos empfinden, aber es ist nun einmal unser Job.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Agent Cotton«, sagte die Frau. »Niemand würde sich Ken auf ein schmutziges Geschäft eingelassen haben. Dafür lege ich die Hand ins Feuer.«

»Ken war ein ehrenwerter, integrierter Mann«, pflichtete Mrs Stowells Schwester bei. Mrs Stowell hatte sie uns als Susan Fougera vorgestellt. Ich betrachtete sie jetzt etwas genauer. Sie mochte fünfundvierzig Jahre alt sein, wirkte ausgesprochen gepflegt und war trotz ihres fortgeschrittenen Alters ziemlich attraktiv.

»Daran zweifle ich nicht«, erklärte ich. Dann richtete ich den Blick wieder auf Mrs Stowell. »Sie haben meine Frage nicht beantwortet. Wer kann uns bezüglich der Bilanzen des Unternehmens Auskunft geben?«

»Der Steuerberater des Unternehmens. Es ist die Kanzlei Holt und Sohn. Sie befindet sich in der 21st Street. Jack Holt, der Seniorchef der Kanzlei, betreute die Gesellschaft.«

Phil zog sein Notizbüchlein und einen Kugelschreiber und machte einige Notizen.

»Können Sie uns sonst etwas sagen?«, fragte ich. »Etwas, das Ihnen aufgefallen ist und Ihnen vielleicht zu denken gegeben hat?«

Mrs Stowell schüttelte den Kopf. »Nein.«

Wir verabschiedeten uns.

Unser nächster Besuch galt James McLoyd. Er war völlig von der Rolle. »Ken war Dreh- und Angelpunkt des Unternehmens«, erzählte er. »Ein Workaholic, der ohne Arbeit nicht sein konnte. Er arbeitete jeden Tag zehn Stunden in der Firma, und ich glaube, sogar nach Feierabend kümmerte er sich noch ums Geschäft.«

»Seine Frau erzählte uns, dass ohne ihn nichts lief in der Firma«, sagte ich.

Die linke Braue McLoyds hob sich. »Sie denken, er ist unbequem geworden? Und darum...« McLoyd japste nach Luft, es war, als sträubte sich in ihm alles dagegen, das Ungeheuerliche auszusprechen. »Stehe ich im Verdacht, Kens Mörder zu sein?«, schnappte er, nachdem er sich die Stimmbänder freigeräuspert hatte.

»Wir haben keinen Verdacht«, beruhigte ich ihn.

»Wir überließen es Ken gerne, die Geschicke des Betriebes in die Hände zu nehmen und das Unternehmen wie ein Eigentümer zu führen. Er war mit allen Vollmachten ausgestattet. Einmal im Monat gab es eine Gesellschafterversammlung, in der wir die groben Leitlinien festlegten, in deren Rahmen Ken die Geschicke der Gesellschaft leitete.«

»Arbeiteten Sie mit Gewinn?«

McLoyd zögerte die Antwort hinaus, schließlich sagte er: »In den vergangenen zwei Jahren sah es nicht mehr so gut aus.« Es war offensichtlich, dass es McLoyd schwer fiel, darüber zu spre-

chen. »Wir sind in die roten Zahlen gerutscht. Zuerst fuhren wir mit drei Schiffen. Dann aber kauften wir zwei Boote hinzu, wir mussten entsprechendes Personal einstellen, dazu kamen die Anschaffungskosten. Aber Ken war guter Dinge.«

»Sie fahren mit alten Pötten, die generalüberholt werden«, sagte Phil. »Wir haben errechnet, dass ein Boot Sie in der Anschaffung auf allenfalls 750.000 Dollar kommt. Die Versicherungssumme jedoch deckt den Neuwert ab. Und dieser beträgt 1,5 Millionen. An einem Untergang verdient die Firma also eine Dreiviertelmillion Dollar.«

In McLoyds Gesicht zuckten die Muskeln. Er schaute Phil an, als hätte dieser absoluten Blödsinn von sich gegeben. Dann musste er zweimal ansetzen, um zu sagen: »Ich – ich verwahre mich gegen eine derartige Unterstellung. Das – das ist ja ungeheuerlich. Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Der Betrieb hätte sich wieder erholt. Bevor wir die beiden Boote anschafften, schrieben wir schwarze Zahlen.«

»Und jetzt, nachdem die Gesellschaft 1,5 Millionen von der Versicherung erhält?«, hakte Phil ein.

Darauf schwieg McLoyd.

An diesem Tag statteten wir auch Telly Allister und Richard Overton einen Besuch ab. Telly Allister wohnte in der schönsten und teuersten Wohngegend Brooklyns – den Brooklyn Heights. Es handelte sich um ein Wohnviertel mit gut erhaltenen Brownstones, diesen vier- oder fünfstöckigen Häusern aus rotem Backstein. Von der Brooklyn Heights Promenade hat man einen reizvollen Blick auf Manhattan. Overton wohnte in Queens, Union Street. Die beiden machten ähnliche Aussagen wie McLoyd. Allister sagte

darüber hinaus: »Ich denke, es liegt ein Bekennerschreiben vor, wonach die *Neue Patriotische Front* für das Attentat verantwortlich zeichnet. Kann nicht auch in diesem Fahrwasser der Mord an Ken geschehen sein?«

»Es gibt bisher keinen Hinweis darauf, dass es diese *Neue Patriotische Front* tatsächlich gibt«, sagte ich. »Sie ist noch nicht in Erscheinung getreten. Es ist nicht auszuschließen, dass diese Organisation nur erfunden und vorgeschoben ist. Unabhängig davon passt der Mord an Stowell in kein terroristisches Muster. Terroristen ermorden bekannte Persönlichkeiten oder führen Anschläge aus, bei denen ganze Menschengruppen zu Schaden kommen. Sie wollen Aufmerksamkeit erregen und rücken ihre Taten in den Blickpunkt der Öffentlichkeit. Warum sollten sie einen Mann wie Ken Stowell ermorden, einen Mann, der noch nie im Rampenlicht der Öffentlichkeit gestanden hat und – es mag vielleicht hart klingen – dessen Schicksal die Öffentlichkeit allenfalls am Rande interessiert?«

»Nachdem Stowell jetzt als Gesellschafter ausfällt«, mischte sich Phil ein, »gehen seine Anteile an der Gesellschaft an seine gesetzlichen Erben über. Hier kommt zunächst die Ehefrau in Frage. Wie gedenken Sie, damit umzugehen?«

»Es wird an Mistress Stowell liegen, ob sie Gesellschafterin bleibt.«

»Wenn nicht?«, fragte ich.

»Dann zahlen wir ihr die Einlage Kens aus und erhöhen wahrscheinlich unsere eigenen Einlagen. Wir werden unter uns dreien einen neuen Geschäftsführer bestimmen und ihn mit allen erforderlichen Vollmachten ausstatten. Für Gesellschafterbeschlüsse wird dann künftig wohl eine Zweidrittel-Mehrheit notwendig sein.«

Als wir wieder auf dem Weg zurück ins Field Office waren, meinte Phil: »Mit der Gesellschaft steht es nicht zum Besten. Sie schreibt rote Zahlen. Wir sollten uns mal mit dem Steuerberater des Vereins unterhalten. Er kann sicher auch eine Prognose abgeben, wie sich die Gewinne oder Verluste in der Zukunft gestalten werden. Die Gesellschafter haften nur mit ihrer Gesellschaftseinlage. Wenn einer von ihnen sein gesamtes Vermögen in das Unternehmen gesteckt hat und es geht den Bach hinunter, steht er womöglich vor dem Nichts.«

»Und das versucht er durch Versicherungsbetrug zu verhindern«, spann ich Phils Gedanken fort. »Und um von sich abzulenken, schreibt er einen Bekennerbrief und erfindet eine Terrorgruppe namens *Neue Patriotische Front*.«

»Es stellt sich jedoch die Frage, weshalb Stowell sterben musste.«

»Um einen lästigen Mitwisser zu beseitigen«, sagte ich. »Es kann aber auch sein, dass Stowell dem Täter auf die Spur gekommen ist. Vielleicht will sich einer der Gesellschafter die Firma unter den Nagel reißen.«

»Das wären schon drei Motive«, erklärte Phil. »Wenn – vielleicht – unter Umständen – möglicherweise! Wir wissen gar nichts und können nur Vermutungen anstellen. Heute Abend hast du dein Treffen in der *Andalusia Bar*. Du gibst dich unter Umständen noch einmal in die Höhle des Löwen. Vielleicht gibt es diese *Neue Patriotische Front* doch und sie hat die *Albatros* versenkt.«

»Wobei wir wieder bei der Frage an-

gelangt wären, wie der Mord an Ken Stowell zu erklären ist.«

»Das gilt es herauszufinden«, sagte Phil sinnigerweise.



Um Punkt 8 Uhr marschierte ich in die *Andalusia Bar*. Mir bot sich ein ähnliches Bild wie vor zwei Tagen, als ich zum ersten Mal hier war. Ich trug wieder Jeans, Lederjacke und Cowboystiefel, und ich war mit einer Wanze ausgestattet.

Die Billardtische waren wieder besetzt. Ich sah Skinheads und Rocker, friedlich vereint, von der Gesinnung her vielleicht in enger Verbindung stehend. Von Mort Dillinger sah ich nichts. Ich ließ mir eine Dose Bier geben, setzte mich an einen freien Tisch und wartete. Die Musik war der reine Horror für meine Ohren. Provozierende Blicke trafen mich. Ich sah den Rocker, mit dem ich schon vor zwei Tagen gesprochen hatte. Ich kannte seinen Vornamen. Raul. Er beachtete mich nicht.

Um halb 9 Uhr erhob ich mich. Ich ging zu Raul hin. Er stand an der Theke und wandte mir den Rücken zu. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und zog ihn zu mir herum. »Hallo, Raul.«

»Was willst du?«

»Wo ist mein Freund Dillinger? Hatte mit ihm 'ne Verabredung um 8. Er ist nicht erschienen.«

»Was fragst du mich? Vielleicht will er mit dir nicht reden. Nimm deine Hand von meiner Schulter. Ich kann es nicht ausstehen, wenn man mich anfasst.«

»Warum so zimperlich?«

»Ich bin immer noch davon überzeugt, dass du 'n Schnüffler bist. Du

hast so einen sonderbaren Geruch an dir.«

Raul schob seinen Kopf ein wenig vor und tat, als würde er mich beschnuppern.

»Jetzt übertreib mal nicht, Raul«, sagte ich und lächelte. »Ist dir in der Zwischenzeit vielleicht etwas zur *Neuen Patriotischen Front* eingefallen?«

Raul schüttelte meine Hand ab. »Nie gehört von dieser Gruppe. Und jetzt lass mich in Ruhe, Sheffield. Ich will mit dir nicht reden.«

Dass er den Namen kannte, den ich Dillinger genannt hatte, sagte mir, dass er mit diesem gesprochen hatte. Und mir wurde klar, dass sie sich zwar äußerlich unterschieden, im Grunde ihrer Herzen aber Gesinnungsgenossen waren. In mir schlugen plötzlich die Alarmglocken an. Und plötzlich hatte ich es sehr eilig.

Ich verließ die Kneipe. Die Bar befand sich in der 6th Street zwischen Avenue A und B. Den Jaguar hatte ich in der Avenue B abgestellt. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als würde mir etwas unter den Nägeln brennen.

Der XKR war leer. Phil war fort, spurlos verschwunden. Und plötzlich kamen von drei Seiten Kerle mit kahl geschorenen Köpfen auf mich zu. Insgesamt sechs. Sie hatten hier auf mich gelauert. Mort Dillinger war nicht unter ihnen. Da ich bei meinem Undercover-Einsatz unbewaffnet war, musste ich mich dem halben Dutzend mit den blanken Fäusten stellen.

Ich verspürte ein ziemlich mulmiges Gefühl. Und die Frage, wo sich Phil befand, stellte ich jetzt hintenan. Jetzt ging es zunächst darum, hier zu bestehen.

Auf den Gehsteigen bewegten sich

Passanten. Autos fuhren vorbei. Von den Gesichtern der Kerle, die sich mir näherten, konnte ich die Entschlossenheit ablesen, es mir gründlich zu geben. Ich wappnete mich. Dann waren die ersten beiden Kerle heran. Sie drangen auf mich ein und wollten mich packen. Dem einen knallte ich den linken Fuß in den Schritt, dem anderen wuchtete ich die Handkante meiner Rechten gegen den Kehlkopf. Mit einem Gurgeln taumelte er zurück. Der andere vollführte eine unfreiwillige Verbeugung und grunzte wie ein Schwein. Mein zweiter Tritt richtete ihn wieder auf.

Aber jetzt waren die anderen vier Schläger heran. Ich bekam einen Tritt gegen den Oberschenkel. Mein Muskel zog sich schmerzhaft zusammen, mein Bein knickte ein, ich erhielt einen Schlag gegen das Ohr und sah im wahrsten Sinne des Wortes Sterne. Es gelang mir, die gegen mein Bewusstsein anbrandende Benommenheit abzuschütteln. Meine Fäuste flogen und trafen auf Widerstand. Ein Arm legte sich von hinten um meinen Hals und presste mir die Kehle zu. Ich rammte den Ellenbogen nach hinten und vernahm einen erstickenden Aufschrei. Der Klammergriff lockerte sich und ich riss mich los.

Ich kämpfte wie eine Maschine und zog sämtliche Register meines Könnens auf dem Gebiet fernöstlicher Kampftechnik. Aber auch ich bekam Schläge ab.

Und plötzlich waren zwei uniformierte Cops da. Sie gebrauchten ihre Schlagstöcke und gingen absolut kompromisslos vor. Die Skinheads ergriffen die Flucht. Einen konnte ich packen und niederreißen. Er lag auf dem Bauch, ich drehte ihm den Arm auf den

Rücken. Einer der Cops legte ihm Handschellen an.

Ziemlich außer Atem richtete ich mich auf und spürte den süßlichen Geschmack meines Blutes in der Mundhöhle. Wahrscheinlich waren meine Lippen aufgeschlagen oder meine Nase blutete, und etwas von dem Blut war in meinen Mund gelangt. Um uns herum hatte sich eine ganze Menschentraube angesammelt, was ich jetzt erst registrierte.

»Was gab es für ein Problem mit den Kerlen?«, fragte mich einer der Polizisten.

»Ich bin Special Agent Cotton, FBI Field Office New York«, sagte ich zwischen keuchenden Atemzügen und zückte meine ID-Card. »Mein Kollege Decker, der hier im Wagen auf mich wartete, ist spurlos verschwunden.«

Kaum, dass das letzte Wort über meine Lippen war, bog Phil um die Ecke 7th Street/Avenue B. Er kam mit langen Schritten näher. Sein Gesicht war ebenfalls blutverschmiert. Phil hinkte. Ich blickte ihm entgegen. »Da ist Decker«, sagte ich zwischen den Zähnen und sah aus den Augenwinkeln, wie sich der Skinhead aufrichtete und dass ihm einer der Cops dabei half.

»Was war los, Phil?«, fragte ich, als mein Kollege heran war. Er sah schlimm aus. Sein linkes Auge war zugeschwollen. Auf seinem rechten Kinnwinkel war ein dunkler Bluterguss zu sehen. Das Blut, das aus seiner Nase geronnen war, war schon eingetrocknet.

»Sie waren plötzlich da«, sagte Phil und es klang ein wenig nuschelnd, »zerrten mich aus dem Jaguar und schlugen mich zusammen. Dann

schleppten sie mich in die 7th Street und zwängten mich in einen Van. Einer der Kerle blieb bei mir. Die anderen verschwanden wieder. Eben kam einer von den anderen. Er brüllte etwas von Polizei, ich wurde aus dem Chevy geworfen, und der Wagen brauste davon.«

»Sind Sie auch vom FBI?«, fragte einer der Cops.

Phil nickte und nannte seinen Namen. »Wie war's bei dir, Jerry?«

Ich erzählte es ihm mit knappen Worten, dann wandte ich mich dem Burschen zu, den wir festgenommen hatten. »Wie heißen Sie?«

»Das geht dich einen Scheißdreck an, Bulle!«

»Man hat dir scheinbar keine Manieren beigebracht!«, presste einer der uniformierten Cops hervor.

»Wir nehmen ihn mit ins Field Office«, sagte ich. »Dort wird er die Zähne schon auseinander bekommen.« Nach diesen Worten bedankte ich mich bei den beiden Polizisten und bat sie, den Skinhead zum Field Office zu bringen. Phil und ich setzten uns in den Jaguar und fuhren ebenfalls zur Federal Plaza.

»Ich befürchtete schon, die Kerle hätten dich gekidnappt«, gab ich zu verstehen, während ich den Jaguar durch den Verkehr lotste. Es war wieder mal der Teufel los auf den Straßen Südmanhattans. Obwohl es von der 7th Street bis zum Federal Building nur ein Katzensprung war, benötigten wir fast eine halbe Stunde. Das Patrolcar mit den beiden Cops und dem Gefangenen fuhr hinter uns her. Es folgte uns bis in die Tiefgarage, wo wir den Schläger übernahmen und in den Zellentrakt brachten, wo er arretiert wurde.

Auf der Toilette wuschen wir uns

das Blut aus den Gesichtern. Auch mein Gesicht wies einige Blutergüsse und Schwellungen auf. Mit Mr High konnten wir an diesem Abend nicht mehr sprechen, denn er befand sich im wohlverdienten Feierabend.

Also ließen wir den Skinhead in den Vernehmungsraum bringen. Er trug jetzt keine Handschellen mehr. Ich forderte ihn auf, sich an den Tisch zu setzen, er musterte uns trotzig und stieß hervor: »Gebt euch keine Mühe, Schnüffler. Ihr kriegt nichts aus mir heraus.«

»Du bist ganz besonders cool, wie?«, sagte Phil.

Ich warf Phil einen strafenden Blick zu, er verzog den Mund und sagte: »Ich habe nicht vor, ihn mit Samthandschuhen anzufassen.« Phil beugte sich weit zu dem Skinhead hinunter. »Sag uns deinen Namen, Bursche. Wir kriegen ihn so oder so heraus. Wahrscheinlich bist du im Archiv registriert. Muss ich jemand kommen lassen, der dir die Fingerabdrücke abnimmt?«

»Stuart Russell, Schnüffler. Mein Name ist Stuart Russell.«

»Du bist ein Freund von Mort Dillinger?«

»Ja. Verdammt, was wollt ihr von mir? Wir haben euch ein wenig aufgemischt. Na schön. Was bringt mir das ein? Ein halbes Jahr auf Bewährung vielleicht. Da lache ich drüber.«

»Erzähl uns was über die *Neue Patriotische Front*«, forderte Phil. Ich hatte mich bis jetzt herausgehalten. Phil konnte mit diesem Burschen besser umgehen als ich. »Wir können den Vorfall von heute Abend vergessen, wenn du redest, Russell. Das heißt, du kannst den Bau als freier Mann verlassen. Ist das kein Angebot?«

Der Bursche kam ins Grübeln, zog

die Unterlippe zwischen die Zähne und nagte darauf herum. Plötzlich presste er hervor: »Es gibt keine *Neue Patriotische Front*. Ich wüsste davon. Von dieser Gruppe habe ich vorgestern zum ersten Mal aus Mort Dillingers Mund gehört. Ich kenne wahrscheinlich jede Gruppierung, die hier im Big Apple aktiv ist. Die *Neue Patriotische Front* ist nicht darunter.«

»Warum hat mir das Dillinger nicht selbst gesagt?«, fragte ich jetzt.

»Weil klar war, dass du 'n Schnüffler bist. Von wegen Tom Sheffield. Einer von uns ist dir vorgestern hinterher geschlichen und sah dich zu dem da –« er wies mit dem Kinn auf Phil, »– in den Wagen steigen. Da war für uns klar, dass wir euch einen Denkkzettel verpassen würden.«

»Wusste Raul Bescheid?«

»Raul Aldridge?«

»Der Rocker.«

»Es hat sich sicher in der Kneipe herumgesprochen. Wir haben kein Geheimnis daraus gemacht.«

»Gehören Sie der *Kampfgruppe 11. September* an?«, fragte ich.

»No. Wir gehören zur Gruppe *Blood and Honour*, Codename 28.«

»Was treibt ihr denn so, wenn ihr nicht gerade Bier in der *Andalusia Bar* trinkt?«, fragte Phil.

Darauf gab Russell keine Antwort. »Kann ich gehen?«

Phil schaute mich fragend an. Ich nickte. »Ich geleite dich hinaus«, knurrte Phil.

Stuart Russell erhob sich.

Als Phil zurückkam, verließen wir den Zellentrakt, fuhren in den dreiundzwanzigsten Stock und begaben uns in unser Büro. Es ging auf 22 Uhr zu.

»Was hältst du davon?«, fragte Phil.

Ich zuckte mit den Achseln. »Ich

glaube, Russell hat die Wahrheit gesagt, als er erklärte, dass es die *Neue Patriotische Front* gar nicht gibt.«

»Er kennt sie vielleicht nur nicht.«

»Das kann sein, glaube ich aber nicht. Mir scheint, er gehört zum harten Kern, wie auch Mort Dillinger. Diese Kerle sind eingeweiht. Darum denke ich, dass wir unsere Ermittlungen in Sachen *Neue Patriotische Front* vernachlässigen können.«

»Auf wen willst du dich stürzen? Auf die Gesellschafter der *Manhattan Ship Society*?«

»Morgen sprechen wir zunächst mal mit dem Steuerberater des Unternehmens. Vielleicht sehen wir nach diesem Gespräch ein wenig klarer, was die Liquidität des Unternehmens betrifft.«



Die Steuerberatungskanzlei Holt & Son befand sich in der 21st Street. Jack Holt hatte keine Probleme, uns die Bilanzen der *Manhattan Ship Society* darzulegen. Danach erhöhte sich das Minus der Gesellschaft im letzten Jahr auf 2,2 Millionen Dollar. Im Jahr davor war es ein Minus von 740.000 Dollar gewesen.

»Ken Stowell hätte die beiden letzten Schiffe nicht anschaffen dürfen«, sagte der Steuerberater. »Obwohl die Firma sich schon vor zwei Jahren in den roten Zahlen befand, gab er 1,5 Millionen für zwei Ausflugsboote aus. Dieser Betrag ist natürlich in den 2,2 Millionen enthalten.«

»Bei wem sind die Boote der Gesellschaft versichert?«, fragte ich.

»Bei der *Catholic Mutual Group*. Das

ist eine der renommiertesten Versicherungen Amerikas. Ein Detektiv der Versicherung war schon bei mir. Sein Name ist Lex Byron. Die Versicherung wittert Betrug.«

»Mit der Versicherungssumme schreibt die Firma ein Plus von 1,5 Millionen«, sagte ich, »sodass sie sich nur noch mit etwa einer Dreiviertelmillion in den roten Zahlen befände.«

»Das stimmt«, bestätigte der Steuerberater. »Worauf richten sich Ihre Ermittlungen? Unterstellen Sie auch Betrug? Ich denke, es liegt ein Bekennerschreiben vor. Weiß man schon etwas Näheres über diese *Neue Patriotische Front*?«

»Sieht so aus, als gäbe es diese Gruppierung gar nicht«, versetzte ich. »Und weil das so ist, müssen wir auch in Richtung Versicherungsbetrug ermitteln.«

»Wie passt der Mord an Ken Stowell in dieses Raster?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Darüber zerbrechen wir uns selbst noch die Köpfe. Wobei nicht ausgeschlossen werden kann, dass die *Neue Patriotische Front* erst kürzlich ins Leben gerufen wurde und mit dem Anschlag auf die *Albatros* erstmals in Erscheinung trat, sodass die Organisation in Polizei- und auch in Insiderkreisen unbekannt ist.«

»Wo befindet sich das New Yorker Büro der *Catholic Mutual Group*?«, fragte Phil.

»In der Beaver Street, Financial District.«

Wir fanden das Büro der Versicherungsgesellschaft auf Anhieb. Lex Byron war in seinem Büro. Wir stellten uns vor, er bat uns, an dem Besuchertisch Platz zu nehmen, dann schlug er einen Ordner auf und sagte: »Bei sämtlichen Booten der *Manhattan Ship So-*

ciety wurde eine Neuwertversicherung abgeschlossen. Das heißt im Klartext, dass die Gesellschaft für ein Schiff, das nur noch 750.000 Dollar wert ist, wenn überhaupt, den Neupreis von der Versicherung kassiert, wenn es zum Versicherungsfall kommt. Im Falle der *Albatros* sind dies 1,5 Millionen Dollar.«

»Die Gesellschaft macht also mit dem Untergang des Bootes einen satten Gewinn«, bemerkte Phil.

Byron nickte. »Und wenn man weiß, dass das Unternehmen seit zwei Jahren mit Verlust arbeitet, gibt das zu denken. Ich habe mich umgehört. Das Bekennerschreiben, das die *New York Times* erhalten hat, ist wahrscheinlich gefälscht. Es gibt keine Gruppierung, die sich *Neue Patriotische Front* nennt. Zumindest ist sie sowohl in rechts- als auch in linksextremistischen Kreisen unbekannt.«

»Woher diese so unumstößlich vortragene Erkenntnis?«, fragte ich.

»Wir haben unsere Leute im Untergrund«, antwortete Byron. »Müssen wir haben. Es gibt Zeitgenossen, die den Versicherungsbetrug zu ihrem Lebensinhalt gemacht haben. Viele bei uns versicherte Objekte sind immer wieder Zielscheibe von Gewalt und Terror. Darum haben wir das Ohr am Puls des Verbrechens.«

»Die Information, dass es diese Gruppierung wahrscheinlich gar nicht gibt, haben wir auch schon erhalten«, sagte ich. »Was haben Sie sonst noch ermittelt?«

»Ich habe mit den anderen Gesellschaftern gesprochen. Natürlich weisen sie jeden Verdacht weit von sich. Aber das ist nicht anders zu erwarten. Von Jack Holt weiß ich, dass Ken Stowell durch den Ankauf zweier Schiffe die Gesellschaft erst so richtig ins finanzielle Dilemma gerissen hat. Allis-

ter und Overton waren gegen den Kauf. Aber da McLoyd Stowells Plan unterstützte, wurden sie in der Gesellschafterversammlung überstimmt.«

»Wenn die Gesellschaft Konkurs anmelden muss«, so mischte sich Phil ein, »kann das dem einen oder anderen der Gesellschafter den finanziellen Todesstoß versetzen.«

»Dieser Frage bin ich auch schon nachgegangen«, erklärte Byron. »McLoyd besitzt mehrere Häuser und Wohnungen in Manhattan und Queens. Er verfügt über mehrere Konten bei der Citi Bank, der Bank of New York und bei der Bowery Savings Bank, sein Barvermögen beläuft sich auf etwas über 600.000 Dollar.«

»Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht«, sagte ich anerkennend.

»Ähnlich sieht es bei Ken Stowell aus. Auch er besitzt Immobilien und verfügt über eine hohe Summe Bargeld. Auch ihn würde der Konkurs des Unternehmens allenfalls in Höhe seiner Einlage treffen.«

»Getroffen haben«, verbesserte Phil.

»Sicher«, sagte Byron. »Er wurde ermordet. Dieser Mord gibt mir Rätsel auf. Von seinem Ableben hat kein anderer Gesellschafter etwas. Stowells Anteile erbt Kath Stowell, seine Frau.« Byron machte eine kleine Pause, dann fügte er hinzu: »Es gibt auch noch andere Zeitgenossen, die an Versicherungsbetrug glauben.«

»Wen haben Sie ins Auge gefasst?«, wollte ich wissen.

»Ich habe mit dem Bruder des Kapitäns der *Albatros* gesprochen. Sein Name ist Josh Asbury. Er ist vom Versicherungsbetrug überzeugt. Asbury weiß, dass das Unternehmen mit Verlust arbeitete. Sein Bruder hatte schon seit zwei Monaten keinen Lohn mehr

erhalten. Kann es nicht sein, dass weitere Betroffene seine Ansicht teilen und dass sich einer von ihnen zum – hm, Rächer aufgeschwungen hat?«

Das war ein Aspekt, an den bisher keiner von uns auch nur einen Gedanken verschwendet hatte. Phil und ich wechselten einen schnellen Blick.

»Aber dem nachzugehen ist *Ihr* Job, Gentlemen, nicht meiner«, sagte Byron und lächelte etwas starr.

»Wie sehen die Finanzen Allisters und Overtons aus?«, erkundigte ich mich.

»Nicht so gut«, antwortete Byron. »Allister steht bei der Bank of New York mit über 150.000 Dollar in der Kreide. Er musste Schulden machen, als er in die Gesellschaft einstieg, um seine Einlage erbringen zu können. Einige Jahre ging es dann gut, die Firma schrieb schwarze Zahlen und Allister konnte seine Schulden zurückzahlen. Als aber keine Gewinnausschüttungen mehr erfolgten, musste er bei der Bank den Dispositionskredit in Anspruch nehmen. In der Zwischenzeit erfolgte eine Umschuldung, er hat sein überzogenes Konto mit einem Darlehen über 150.000 Dollar aufgefüllt, steht aber schon wieder kurz davor, ins Minus abzurutschen.«

»Allister dürfte also Interesse daran haben, dass die Firma wieder schwarze Zahlen schreibt«, bemerkte ich.

»Und auch Overton. Bei ihm sieht es nicht ganz so schlimm aus. Er steht erst mit knapp 50.000 bei der Bank in der Kreide. Wenn allerdings die Gesellschaft pleite geht und seine Einlage verloren sind, hat er ein mächt-

ges Problem am Hals. Er wird – wie auch Allister – arbeiten gehen müssen. Das heißt, für die beiden sind die fetten Jahre vorbei und sie würden sich den Gürtel ganz schön eng schnallen müssen.«

»Wenn ich es mir richtig überlege, dann hätten sowohl Allister als auch Overton einen Grund, auf Stowell sauer zu sein.«

»Und auf McLoyd. Der hat mit seiner Stimme das Zünglein an der Waage gespielt, als er für den Kauf der beiden Schiffe stimmte.«

Phil schaute mich an. »Wäre das ein Motiv, um einen Mord zu begehen?«

»Nachdem das Kind in den Brunnen gefallen war – kaum. Aber es wäre ein Motiv, in den Maschinenraum der *Albatros* eine Bombe zu schmuggeln und sie auf dem Hudson hochgehen zu lassen, um das Schiff zu versenken.«

»Wen haben Sie im Verdacht?«, fragte ich Byron.

Er hob die Schultern. »Es kann theoretisch jeder von ihnen sein. Sie können sich aber auch zusammengeschlossen haben, um ein schmutziges Spiel zu inszenieren, nachdem sie sich mit dem Ankauf zweier Boote ins finanzielle Chaos manövrierten.« Byron ließ die Schultern wieder nach unten sacken. »Ich weiß es nicht. Meine Hypothesen stehen auf sehr wackligen Beinen. Es sind alles nur Möglichkeiten, die ich angedacht habe. Am Ende wird die Versicherung wohl zahlen müssen. Beweisnotstand. Die Versicherung strengt keine Prozesse an, deren Ausgang zweifelhaft ist.«

Wir hatten genug gehört und vereinbarten mit Byron, in Verbindung zu bleiben und uns gegenseitig auf dem Laufenden zu halten. Dann verabschiedeten wir uns.

»Allister und Overton haben wohl das größte Interesse daran, dass die Gesellschaft wieder liquide wird und Gewinne einfährt«, sagte ich, als ich den Jaguar zur Federal Plaza steuerte. Es hatte leicht zu regnen begonnen. Schneeflocken mischten sich in den Niederschlag. Die Autofenster beschlugen von innen. Ich schaltete das Gebläse ein und ließ den Scheibenwischer auf Intervall laufen.

»So ein Dreckwetter!«, schimpfte Phil. »Da jagt man keinen Hund vor die Tür.«

»Was willst du denn? Das letzte Aufbäumen des Winters. Der Frühling kommt.«

»Der lässt sicher noch einige Zeit auf sich warten«, knurrte Phil wenig begeistert. »Außerdem ändert er sicher nicht viel. Es regnet lediglich ein wenig wärmer als jetzt. – Um zum Thema zurückzukommen. Du hast Recht. Wir sollten uns die beiden noch einmal zur Brust nehmen.«

»Was hältst du von der These, die Byron den Mord an Stowell betreffend aufgestellt hat?«, fragte ich.

»Die These vom Rächer?«

»Ja.«

»Auch diese Möglichkeit müssen wir ins Kalkül ziehen, wenn wir uns irgendwo festfahren und sich keine Ergebnisse mehr abzeichnen.«

»Vielleicht sollten wir uns auch einmal mit dem Bruder des getöteten Kapitäns unterhalten«, schlug ich vor. »Mir scheint, dass er seine eigene Vorstellung von den Geschehnissen um die *Albatros* entwickelt hat.«



James McLoyd verließ in seinem Mercedes E 320 die Tiefgarage seiner Wohnung in der 55th Street. Es 13 Uhr 20.

Er hatte um 14 Uhr einen Termin zur Massage. Seit vielen Jahren spürte er Rückenschmerzen. Vor einigen Tagen hatte er sich endlich aufgerafft, einen Neurologen aufzusuchen. Abnutzungserscheinungen der Wirbelsäule hatte dieser diagnostiziert und dem Achtundvierzigjährigen Massagen und Krankengymnastik verschrieben. Der Massagesalon befand sich in Manhattan Valley, 99th Street. McLoyd fuhr also nach Norden.

Die 99th endete an der Park West Village. Langsam fuhr McLoyd auf der 99th nach Westen. Zwischen West End Avenue und Broadway fand er den Massagesalon. Er war einem Fitness-Studio angegliedert. McLoyd hielt nach einem Parkplatz Ausschau, fand einen und rangierte den Mercedes hinein. Es dauerte eine Weile, bis er richtig stand.

Ein Lincoln hielt ein Stück entfernt in der zweiten Reihe. Ein Mann saß hinter dem Steuer und beobachtete McLoyd. Sein Gesicht war unbewegt.

McLoyd ließ ein Auto vorbei und überquerte dann die Straße. Gleich darauf verschwand er in dem Fitnessclub.

Der Lincoln fuhr weiter. Jenseits der West End Avenue fand der Fahrer einen Parkplatz. Er parkte den Lincoln, stieg aus und ging zurück zu dem Fitness-Studio, betrat es und schaute sich um. Der Mann war ungefähr Mitte dreißig, etwa eins achtzig groß, und er war mit Jeans und einem grünen Anorak bekleidet. Seine Haare waren dunkel. In einer Reihe standen Sportgeräte aller Art. Einige Leute trainierten. Es gab eine Bar, an der zwei Burschen saßen. Vor ihnen standen Eiweißdrinks.

Der Mann konnte von McLoyd nichts entdecken. Er ging durch eine Glastür in den angrenzenden Bereich. Hier gab es eine Rezeption. Dahinter saß eine junge Frau und telefonierte. »Moment,

bitte«, sagte sie und lächelte den Mann an.

Er nickte ihr zu und wandte sich ab.

Einige Türen führten in irgendwelche Räume, wahrscheinlich Behandlungsräume. Dann legte die Frau hinter der Rezeption das Telefon auf den Apparat. »Sie wünschen?«

»Hat ein Mann namens McLoyd jetzt einen Termin?«

»Ja. Er befindet sich in Raum Nummer fünf. Mr McLoyd ist eben angekommen. Er wird mit Wärme behandelt, ehe sich der Masseur mit ihm beschäftigt.«

»Wie lange dauert die Anwendung?«

»Eine halbe Stunde etwa.«

»Danke.« Der Dunkelhaarige verließ die Praxis. Vor dem Gebäude wartete er. Er rauchte drei Zigaretten, schaute immer wieder auf die Uhr, ging hin und her, zündete sich eine vierte Zigarette an.

Dann kam McLoyd. Er schaute weder rechts noch links, überquerte die Straße und setzte sich in seinen Mercedes. Der Mann, der auf ihn gewartet hatte, warf die angerauchte Zigarette in den Rinnstein und lief zu seinem Auto. Wenig später fuhr der Mercedes vorbei und er folgte ihm.

McLoyd fuhr auf die Eastside, wandte sich auf der Fifth Avenue nach Süden, bog schließlich in die 46th Street ein und rangierte den Mercedes in einen Parkplatz, stieg aus und verschwand in einem Hochhaus, dessen Fassade im Erdgeschoss aus Glas und Edelstahl bestand. Der Dunkelhaarige ging ebenfalls in das Gebäude. Die Halle war geräumig, eine breite Treppe schwang sich nach oben, es gab aber

auch zwei Aufzüge. Hinter einer Rezeption saß ein Portier. Er musterte den Dunkelhaarigen fragend. Dieser wandte sich dem Portier zu. »Soeben kam ein Mann herein. Sein Name ist McLoyd.«

»Ja, James McLoyd. Er besucht seine Tochter.« Der Portier musterte den Dunkelhaarigen plötzlich misstrauisch.

»Ich bin Privatdetektiv«, sagte dieser. »Mistress McLoyd denkt, dass ihr Mann sie betrügt.« Die Stimme des Dunkelhaarigen senkte sich und klang verschwörerisch. »Kein Wort zu McLoyd. Bis jetzt hat sich der Verdacht nicht bestätigt. Aber ich werde ihn wohl noch ein wenig beschatten.«

»Seien Sie meiner Verschwiegenheit versichert«, sagte der Portier. Er grinste. »Immer diese misstrauischen Ehefrauen. Ich denke, Sie können in Ihrem Job ein Lied davon singen.«

»Das kann man wohl sagen. Vielen Dank.«

Der Dunkelhaarige verließ das Gebäude. Draußen setzte er sich in den Lincoln und fuhr davon. Ein böses Grinsen hatte sich in seine Mundwinkel eingekerbt.



Uns lag das ballistische Ergebnis vor. Ken Stowell war von einer Kugel des Kalibers 9 Millimeter Luger getötet worden. Der Mörder hatte sie ihm ins Herz geschossen und Stowell muss auf der Stelle tot gewesen sein. Ich registrierte es und sagte: »Das bringt uns nicht weiter. Wahrscheinlich besitzen Hunderte New Yorker eine Pistole dieses Kalibers. Derjenige, der Stowell tot sehen wollte, konnte auch einen Killer angeheuert haben. Solange wir die Pistole nicht haben, mit der Stowell erschossen wurde, und dazu den Mann,

dem sie gehört, sind wir keinen Schritt weiter.«

»Statten wir Josh Asbury einen Besuch ab«, sagte Phil. »Er scheint sich seine eigene Meinung gebildet zu haben, was das Schiffsunglück betrifft. Wir sollten uns seine Version mal anhören.«

Josh Asbury wohnte in Staten Island, Tyler Street. Ich rief bei ihm an und hatte seine Frau am Apparat, die mir erklärte, dass ihr Mann im Bauamt der Stadtverwaltung New York beschäftigt war. Wir suchten ihn in seinem Büro auf.

»Es ist gut, dass sich das FBI des Falles angenommen hat«, sagte Asbury.

»Wir haben uns mit Lex Byron von der *Catholic Mutual Group* unterhalten«, erwiderte ich. »Er erzählte uns, dass Sie vermuten, dass die Gesellschafter der *Manhattan Ship Society* hinter dem Verbrechen stecken.«

Er nickte. »Ich bin überzeugt davon«, sagte er dann mit fester Stimme. »Von meinem Bruder weiß ich, dass die Gesellschaft insolvent war. Er hatte schon zwei Monate lang keinen Lohn mehr erhalten und trug sich mit dem Gedanken, fristlos zu kündigen.«

»Ist das alles, womit Sie Ihre Vermutung untermauern?«

»Es hat Streit gegeben zwischen den Gesellschaftern. Allister und Overton gegen Stowell und McLoyd. Es müssen ganz schön die Fetzen geflogen sein. Allister und Overton wollten, dass die Gesellschaft zwei Schiffe verkauft. Sie müssen wissen, dass zwei Schiffe angeschafft wurden, was dazu führte, dass die Gesellschaft noch mehr in die roten Zahlen absackte. Stowell und McLoyd...«

»Das wissen wir«, unterbrach ich ihn.

»Der Verkauf zweier Schiffe hätte

die Gesellschaft nicht gerettet«, sagte Asbury. »Jim hat herausgefunden, dass sie mit mehr als zwei Millionen im Minus war. Die beiden Schiffe hätten allenfalls 1,5 Mille gebracht. Wenn zwei Schiffe untergehen, kassiert die Gesellschaft drei Millionen und ist aus dem Schneider. Sie ist die beiden verlustbringenden Boote los und schreibt wieder schwarze Zahlen.«

Das klang plausibel. »Einen Fehler hat Ihre Rechnung«, sagte Phil. »Es ist nur ein Schiff untergegangen.«

»Bis jetzt«, versetzte Asbury. »Vielleicht versenkt die *Neue Patriotische Front* noch ein Schiff.« Seine Stimme klang spöttisch. »Wer immer sich auch dahinter verbirgt.«

»Sie denken, dass der Bekennerbrief gefälscht ist?«, fragte ich.

»Natürlich. Damit will man die Polizei auf eine falsche Spur führen. Von meinem Bruder wusste ich, dass einige Existenzen vom Bestand der Gesellschaft abhängen. Allisters Existenz zum Beispiel, oder die Existenz Overtons. Die beiden sind verschuldet. Wenn die Gesellschaft nicht bald schwarze Zahlen schreibt, wird ihnen die Bank den Geldhahn zudrehen. Wissen Sie, was das für die beiden bedeuten würde? Sie müssten ihren aufwendigen Lebensstil von Grund auf umstellen. Dann wären sie arm wie Kirchenmäuse.«

»Was ist mit Stowell und McLoyd?«

»Für sie wäre ein Bankrott ein Imageverlust. Natürlich auch ein finanzieller. Schließlich war die Geschäftseinlage Teil ihres Privatvermögens. Im Fall der Insolvenz wäre dieses Geld futsch. Es handelt sich um nicht unbeträchtliche Summen. Vor allem Stowell, dem vierzig Prozent der Anteile gehörten, hätte einen horrenden Verlust zu verzeichnen gehabt.«

»Das untermauert noch immer nicht Ihre Meinung, dass hinter dem Anschlag die Gesellschaft selbst steckt.«

Asbury lachte auf. »Overton sagte einmal zu meinem Bruder, dass Ihnen nichts Besseres passieren könnte, als dass zwei oder drei der Kähne untergingen.«

»Das war wahrscheinlich nur so dahergeredet«, meinte Phil.

Asbury schüttelte den Kopf. »Zwei Wochen nach dieser Aussage wird die *Albatros* versenkt. Das ist kein Zufall.«

»Das ist aber auch kein Beweis.«

»Lässt immerhin tief schließen.«

»Sie sind also davon überzeugt, dass die Gesellschafter der *Manhattan Ship Society* dahinter stecken«, sagte ich, und es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

»Sie haben meinen Bruder auf dem Gewissen.« Jetzt triefte die Stimme Asburys vor Hass. »Soll ich Ihnen was sagen?«

»Reden Sie.«

»Ich habe nach dem Unglück mit Stowell gesprochen. Anonym natürlich. Ich sagte ihm auf den Kopf zu, dass ich beweisen kann, dass die Gesellschaft selbst den Anschlag ausführte.«

»Sie haben keinen Beweis«, sagte ich.

»Das wusste Stowell nicht. Ich habe von ihm zwei Millionen Dollar verlangt. Er erklärte sich bereit zu zahlen. Ist das nicht Beweis genug?«

»Sie – haben – ihn – erpresst?«, entrang es sich mir ungläubig.

»Und er erklärte sich bereit zu zahlen?«, fügte Phil hinzu.

»Es war Mittel zum Zweck. Natürlich bin ich nicht wirklich ein Erpres-

ser. Ich wollte nur herausfinden, wer die vierzehn Menschen, unter anderem meinen Bruder, auf dem Gewissen hat. Als sich Stowell bereit erklärte zu zahlen, war das doch ein Schuldeingeständnis.«

Ich war ganz schön von den Socken und fühlte Phils ungläubigen Blick auf mich gerichtet. »Und auf dieses vermeintliche Schuldeingeständnis hin haben Sie Stowell ermordet!«, entfuhr es mir.

»Moment!«, widersprach Asbury. »Ich bin kein Mörder. Ich habe hinterher die anderen Gesellschafter angerufen und ihnen auf den Kopf zugesagt, dass sie Mörder seien.«

»Wie reagierten sie?«

»McLoyd bezeichnete mich als verrückt, Allister legte einfach auf, und Overton beteuerte seine Unschuld.«

»Wir müssen Sie verhaften, Asbury«, sagte ich. »Sie haben das Recht zu schweigen...« Ich klärte Asbury über seine Rechte auf. Das war Vorschrift. Als ich meinen Spruch heruntergebetet hatte, fragte ich: »Mit wem haben Sie darüber gesprochen?«

»Mit einigen Leuten. Den Angehörigen jener, die bei dem Unglück gestorben sind.«

»Wie nahmen die Leute es auf?«

»Die meisten verwiesen mich auf den Bekennerbrief. Einige kamen sicher ins Grübeln. Einen Mann, dessen Ehefrau und Tochter ums Leben kamen, konnte ich von meiner Version der Angelegenheit überzeugen. Sein Name ist Barnes. Er ist Polizist.«

Wir nahmen Asbury mit und ließen ihn im Federal Building arretieren.

»Was denkst du?«, fragte Phil, als wir uns in unserem Büro hinter unseren Schreibtischen niedergelassen hatten.

»Ich denke an diesen Barnes. Wenn er Polizist ist, verfügt er über eine Dienstwaffe vom Kaliber 9 Millimeter Luger.« Ich wusste das, denn auch beim Police Department wurden Waffen von SIG Sauer benutzt, und abgesehen von der P220 X-Zone hatten alle Modelle das Kaliber 9 Millimeter Luger.

Phil schaute nachdenklich. »Wir sollten uns mal mit Barnes unterhalten.«

»Ja. Und zwar gleich.«

Ich schlug die Akte auf, die von dem Schiffsunglück angelegt worden war und in der die Getöteten mit Name und Anschrift erfasst waren. Danach wohnte Barnes in Stuyvesant Town, einer Sozialsiedlung zwischen First Avenue und 14th und 23rd Street. Ich suchte seine Telefonnummer heraus und rief ihn an, doch niemand nahm ab. Also versuchte ich es im Police Department. Nach einigem Hin und Her erfuhr ich, dass Barnes auf Streife unterwegs war. Sein Dienst endete um 19 Uhr. Das bedeutete für uns wieder einmal Überstunden.

Wir warteten vor dem Haus, in dem er wohnte. Barnes kam um 19 Uhr 30. Er war in Uniform. Wir hielten ihn auf, wiesen uns aus und ich sagte: »Wir hätten einige Fragen an Sie, den Anschlag auf die *Albatros* betreffend. Am besten, wir reden in Ihrer Wohnung.«

Seine Brauen hatten sich zusammengeschoben. Über seiner Nasenwurzel hatten sich zwei senkrechte Falten gebildet. »Ich spreche nicht gerne darüber«, murmelte er. »Die Erinnerung ist noch zu frisch.« Tränen schossen ihm in die Augen.

»Es muss sein«, beharrte ich. »Ein Mann wurde ermordet.«

»Kommen Sie mit in die Wohnung.«

Er wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Verzeihen Sie...«

Als wir in seinem Wohnzimmer versammelt waren, forderte er uns auf: »Fragen Sie.«

»Wir haben mit Asbury gesprochen. Er ist davon überzeugt, dass ein Versicherungsbetrug vorliegt.«

Barnes nickte. »Ich weiß. Er hat mir erzählt, dass er einen Beweis hat. Stowell war erpressbar, was Asbury einem Geständnis gleichsetzt.«

»Er hat Ihnen davon erzählt?«

»Ja.«

»Und?«

»Das ist kein Beweis. Ich gehe nach wie vor davon aus, dass diese Terrorgruppe dahinter steckt. Ich habe mich ein wenig in der Szene umgehört. Es muss sich um eine Gruppierung handeln, die vorher noch nicht in Erscheinung getreten war. Niemand in den einschlägigen Kreisen hat je von ihr gehört.«

»Stowell wurde mit einer Pistole vom Kaliber 9 Millimeter Luger erschossen«, sagte ich.

»Das mag sein.«

»Als Angehöriger des Police Department verfügen Sie über eine Dienstwaffe von diesem Kaliber.«

Barnes schaute mich fassungslos an. Dann schnappte er: »Sie denken doch nicht, dass ich Stowell umgelegt habe?«

»Ich kann es nicht ausschließen.«

»Ich stelle Ihnen meine Dienstwaffe gerne zur Verfügung«, sagte Barnes.

»Wir werden morgen mit Ihrem Vorgesetzten darüber sprechen«, sagte ich. »Wo waren Sie am Mittwoch, zwischen 18 und 19 Uhr?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»In dieser Stunde wurde Stowell ermordet.«

»Ich hatte am Mittwoch dienstfrei. Ich war zu Hause.«

»Kann das jemand bezeugen?«

»Leider nein.« Er schob das Kinn nach vorn. »Diejenigen, die es bezeugen könnten, wurden brutal ermordet. Und ihre Mörder laufen noch immer frei herum.«



Bei Loretta McLoyd klingelte das Telefon. Die zweiundzwanzigjährige Frau nahm den Hörer von der Ladestation, ging damit zur Couch und nannte ihren Namen.

Niemand meldete sich.

»Hallo!«, rief die junge Frau in den Hörer.

Nichts.

Sie drückte den roten Knopf und legte den Hörer auf den Tisch. Im Fernsehen wurden Ausschnitte von der Oscar-Verleihung in Los Angeles gezeigt.

Loretta machte sich wegen des Anrufs keine Gedanken. Die junge Frau hatte sich schon den Schlafanzug angezogen. Sie wollte sich noch diese Sendung zu Ende ansehen und sich dann schlafen legen. Am nächsten Morgen musste sie wieder fit sein. Sie lehnte sich zurück und schlug die Beine übereinander. Interessiert verfolgte sie die Sendung. Eine Viertelstunde verstrich. Soeben wurde der Oscar für das beste Drehbuch vergeben, als es an der Wohnungstür läutete.

Loretta schreckte hoch, drehte den Kopf und starrte auf die Tür, als wollte sie sie mit ihrem Blick durchdringen, um zu sehen, wer draußen war. Es läutete erneut. Die junge Frau erhob sich und ging zur Tür, spähte durch den

Spion nach draußen und sah einen unbekanntem Mann. Er war um die fünfunddreißig und dunkelhaarig. »Was wollen Sie?«, fragte Loretta.

»Ich suche eine Familie Whetham in diesem Haus«, sagte der Mann vor der Tür. »Vielleicht können Sie mir helfen.«

»In diesem Gebäude wohnen zig Familien. Die Whethams kenne ich nicht. Versuchen Sie es bei jemand anderem.«

»Sie müssen aber auf dieser Etage wohnen. John Whetham ist vierzig Jahre alt und Autoverkäufer. Ich habe einen Brief mit der Adresse. Sehen Sie selbst.«

Loretta öffnete die Tür einen Spalt breit, gerade so weit, wie es die Sicherungskette zuließ. »Zeigen Sie mir den Brief. Aber ich glaube nicht, dass ich Ihnen helfen...«

Der Mann warf sich gegen die Tür. Die Sicherungskette wurde aus der Verankerung gerissen. Die Tür flog krachend auf und prallte gegen das Gesicht Lorettas, die mit einem Aufschrei zurückwich und abwehrend beide Hände hob.

Aber da war der Fremde schon in die Wohnung eingedrungen. Er drückte die Tür zu. Und jetzt hielt er auch eine Pistole in der Faust. Der Mann, der mit einer Jeans und einem grünen Anorak bekleidet war, richtete die Waffe auf Loretta und sagte zwischen den Zähnen. »Wenn du um Hilfe schreist, schieße ich.«

Loretta fasste sich. »Was – was wollen Sie?«

»Dich, Kleine. Wir werden warten, bis nach menschlichem Ermessen in dem Gebäude alle Bewohner schlafen. Dann unternehmen wir eine kleine Spazierfahrt.«

»Wenn Sie es auf ein Lösegeld abgesehen haben...«

Der Mann unterbrach sie. »Es geht nicht um Lösegeld. Jemand will deinen Vater bestrafen.«



Richard Overton hob den Telefonhörer ans Ohr und nannte seinen Namen. Eine verzerrte Stimme sagte: »Du bist als Nächster dran, Overton.«

»Wie meinen Sie?«, fragte Richard Overton verständnislos.

»Du wirst sterben.«

»Wer sind Sie?« Overtons Herz raste. Sein Atem ging plötzlich stoßweise. Ihm war schlagartig klar geworden, dass die Worte ernst gemeint waren. »Warum wollen Sie mich töten?«

»Du bist einer der Initiatoren des dreckigen Spiels, das abgezogen worden ist. Du hast vierzehn Menschen auf dem Gewissen. Dafür habe ich dich zum Tod verurteilt.«

»Hören Sie...«

Der Anrufer hatte die Verbindung unterbrochen. Die Leitung war tot. Gedankenvoll senkte Overton die Hand mit dem Apparat. Ohne von einem bewussten Willen geleitet zu werden, drückte er den roten Knopf und legte den Hörer auf das Board, neben dem er stand.

Die Worte hallten in ihm nach. Sein Magen krampfte sich zusammen. Für den Bruchteil einer Sekunde wurde ihm schwindlig.

»Was ist?«, fragte seine Frau, die in der Tür zur Küche stand.

Mit weichen Knien ging Overton zu einem Sessel und ließ sich hineinfallen. Aus seinem Gesicht schien der letzte Blutstropfen gewichen zu sein. Seine Lippen zuckten. »Ein Drohanruf«,

würgte er schließlich hervor. »Der Anrufer drohte, mich zu töten.«

»Großer Gott!« Die Frau kam heran und ließ sich auf die Couch sinken. »Du musst sofort Agent Cotton verständigen.«

»Wo ist die Visitenkarte, die er hiergelassen hat?«

Die Frau erhob sich, ging zu einer Vitrine, die eine Schublade besaß, zog sie auf und holte die Visitenkarte heraus. Sie trug sie zu ihrem Mann hin, der mit zitternder Hand danach griff.

Wenig später hatte er den Special Agent an der Strippe.

»Ich werde bedroht«, sagte Overton, und seine Stimme klang belegt. »Sobald erhielt ich einen Anruf. Der Anrufer sagte, dass er mich töten werde. Ich hätte vierzehn Menschen auf dem Gewissen, und er habe mich zum Tode verurteilt.«

Es war 8 Uhr 40. Ich hatte den Lautsprecher aktiviert, sodass Phil alles hören konnte, was gesprochen wurde.

»Hat der Anrufer sonst noch etwas gesagt?«, fragte ich.

»Nein.«

»Wir werden Sie unter Polizeischutz stellen«, sagte ich, denn ich nahm den Anruf ganz und gar nicht auf die leichte Schulter. »Verlassen Sie auf keinen Fall Ihre Wohnung. Und lassen Sie niemand, den Sie nicht kennen, hinein. Ich schicke einen Mann, der Sie beschützen wird.«

Ich verabschiedete mich und beendete das Gespräch. Kaum, dass ich den Hörer aufgelegt hatte, wurde ich angerufen. Es war Mr High. Er sagte: »Ich wurde eben vom Police Department verständigt, dass in der Nacht wahrscheinlich die Tochter von James McLoyd gekidnappt wurde. Eine Komilitonin wollte sie am Morgen abho-

len, aber Loretta machte nicht auf. Die Freundin verständigte die Eltern der jungen Frau, und der Vater schaltete die Polizei ein. Es wurde festgestellt, dass die Sicherungskette der Wohnungstür aus der Verschraubung gerissen war, ein Indiz dafür, dass jemand gewaltsam in die Wohnung eingedrungen ist.«

»Wurde die SRD informiert?«, fragte ich überflüssigerweise.

»Natürlich. Auch die Hausbewohner wurden befragt. Aber niemand hat etwas gehört oder gesehen. Ich denke, dass es sich bei dem Entführer um den Mörder Stowells handelt, Jerry. Was er für Absichten verfolgt, ist unklar. Aber ich denke, dass er sich meldet und mit James McLoyd Verbindung aufnimmt.«

»Overton erhielt einen Drohanruf«, sagte ich. »Ein Unbekannter hat ihn angerufen und gedroht, ihn zu töten, weil er den Tod der vierzehn Menschen, die bei dem Anschlag auf die *Albatros* ums Leben kamen, verschuldet habe.«

»Josh Asbury, den Sie im Verdacht haben, der Mörder Stowells zu sein, kommt wohl nicht in Betracht«, sagte der Chef. »Der befindet sich auf Nummer sicher.«

Das war mir auch bewusst. »Heute Nachmittag ist die Anhörung«, sagte ich. »Wir haben dem Staatsanwalt bereits das Aussageprotokoll und unseren Bericht vorgelegt. Keine Ahnung, wie die Erpressung zu werten ist. Eine echte Erpressung lag ja nicht vor. Einige Indizien sprechen für eine Täterschaft Asburys. Wir sollten es dem Richter überlassen, ob Asbury in Haft bleibt oder nicht.«

»Ich glaube nicht, dass das Material, das Sie der Staatsanwaltschaft geliefert haben, ausreicht. Aber lassen wir uns überraschen.«

»Vielleicht gibt es mehrere Täter«, sagte ich. »Dass sich einige Angehörige der Getöteten zu einer Interessengemeinschaft zusammengeschlossen haben.«

»Wie gedenken Sie mit der Bedrohung Overtons umzugehen, Jerry?«

»Ich werde ihn unter Polizeischutz stellen lassen.«

»Gut«, sagte Mr High abschließend. »Wie gesagt, ich nehme an, dass der Entführer Loretta McLoyds an deren Vater herantritt. Wahrscheinlich will er ein Lösegeld erpressen.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, wandte ich mich an Phil. »Wenn es sich um einen Rächer handelt, der Stowell erschossen hat und Overton bedroht, dann passt eine Lösegeldforderung nicht ins Konzept. Wenn es sich um denselben Täter handelt, dann müssen wir das Schlimmste annehmen.«

»Du meinst...« Phil brach ab und schluckte hart.

Ich nickte. »Ja. Stowell, Allister und Overton sind kinderlos. Nur McLoyd hat eine Tochter. Wenn er sie umbringt, trifft er den Vater ganz besonders.«

»Warum entführt er sie dann erst?«

»Um die Qual seines Opfers zu erhöhen«, sagte ich. »Es wäre eine ganz besonders perverse Art, sich zu rächen.«

»Mal den Teufel bloß nicht an die Wand, Jerry.«

Ich rief beim Police Department an. Nachdem ich einige Male weiterverbunden worden war, hatte ich endlich einen zuständigen Beamten am Apparat, der mir zusagte, einen Mann abzustellen, damit dieser die Bewachung von Richard Overton übernahm.

Phil und ich fuhren in die 46th Street. In der Wohnung Loretta McLoyds waren noch die Kollegen von der Spurensicherung am Werk. »Wir haben ei-

nige Fingerabdrücke gefunden«, sagte einer der Beamten. »Auch einige Haare haben wir sichergestellt. Wir werden sie einer DNA-Analyse unterziehen. Ob sich ein Hinweis auf den Entführer ergibt, wissen wir nicht.«

Ich besah mir die beschädigte Tür. Die Sicherungskette war mit brachialer Gewalt aus der Verschraubung gerissen worden.

»Es deutet nichts darauf hin, dass in der Wohnung ein Kampf stattgefunden hat«, meldete sich noch einmal der Kollege von der SRD. »Es gab auch keine Blutspuren. Es sieht nicht so aus, als hätte sich Loretta McLoyd gegen ihre Entführung zur Wehr gesetzt. Wahrscheinlich wurde sie mit einer Waffe bedroht.«

Wir fuhren zum Police Department. Der Vorgesetzte von Robert Barnes war Captain McMillan. Wir erklärten ihm, dass wir die Dienstpistole von Barnes beschlagnahmen und einem ballistischen Test unterziehen lassen wollten. Außerdem baten wir, Barnes vom Streifen dienst freizustellen, damit wir uns mit ihm unterhalten konnten.

»Es ist ein schwerwiegender Verdacht«, sagte McMillan. »Aber grundsätzlich muss ich Ihnen zustimmen. Barnes kommt als Täter in Frage. Er hat Frau und Tochter bei dem Anschlag verloren und ist voll Hass auf die Mörder. Ich habe mit ihm gesprochen. Dabei habe ich versucht, ihn psychisch ein wenig aufzubauen. Aber er ist verbittert und Worten nicht zugänglich.«

McMillan griff zum Telefonhörer.

Eine Stunde später kam Robert Barnes. Als er uns sah, blitzte es in seinen Augen auf. Seine Lippen wurden

schmal. Er trug die blaue Uniform der City Police, an seiner rechten Hüfte war das Holster mit der Dienstpistole.

»Setzen Sie sich, Barnes«, forderte ihn McMillan auf und wies auf einen freien Stuhl an dem kleinen Tisch, an dem auch wir saßen.

»Der Verdacht gegen mich ist haltlos«, sagte Barnes, als er saß. »Ich bitte darum, den Special Agents meine Dienstwaffe zur Verfügung stellen zu dürfen, Sir.«

»Geben Sie mir Ihre Waffe.« McMillan streckte die Hand aus.

Barnes zog die Waffe und reichte sie seinem Vorgesetzten. Der gab sie an mich weiter. Ich nahm sie, legte sie vor mich auf den Tisch und wandte mich Barnes zu: »Wo waren Sie in der vergangenen Nacht?«

»Zu Hause. Warum fragen Sie?«

»Die Tochter McLoyds wurde entführt.«

»Sprechen Sie von dem Gesellschafter der *Manhattan Ship Society*?«

»Genau von dem.«

»Ich habe in meinem Bett gelegen und geschlafen. Zeugen dafür habe ich leider nicht. Wollen Sie mir die Entführung unterstellen?«

»Wir unterstellen Ihnen gar nichts, Barnes«, sagte Phil. »Wir stellen nur Fragen. Richard Overton erhielt einen Anruf. Der Anrufer drohte, ihn zu töten. Aus dem Anruf wird klar, dass jemand, der bei dem Schiffsunglück einen Angehörigen verloren hat, der Täter ist. Sie haben Frau und Tochter verloren, Barnes.«

»Es sind vierzehn Menschen bei dem Attentat ums Leben gekommen«, erwiderte Barnes. »Also kommt eine ganze Anzahl von Angehörigen in Frage. Haben Sie die schon alle überprüft?«

Ich musste passen.

»Der Täter kann den Untergang der *Albatros* aber auch nur als Vorwand benutzen«, setzte Barnes noch hinzu. »In Wirklichkeit wird er von ganz anderen Erwägungen getrieben.«

Wieder eine Variante, die nicht von der Hand zu weisen war.



In Queens, Union Street, läutete an der Haustür Richard Overtons ein Polizist. Ein Streifenwagen hatte ihn hergebracht. Overton öffnete die Tür. »Man hat mich zu Ihrer Bewachung abgestellt, Mister Overton«, sagte der Cop.

Overton atmete auf. »Kommen Sie herein. Dem Himmel sei Dank. Ich bin fast gestorben vor Angst.«

Der Polizist gab seinen Kollegen ein Zeichen. Das Patrolcar fuhr an und rollte langsam die Straße hinunter.

»Bleiben Sie auch über Nacht?«, fragte Overton.

»Ich werde am Abend abgelöst«, sagte der Polizist. »Mein Name ist Pat Bowden.«

Der Cop betrat das Wohnzimmer. Overton forderte ihn auf, Platz zu nehmen. »Fühlen Sie sich wie zu Hause«, sagte er. Seine Frau kam aus einem der Nebenräume. Er stellte sie dem Polizisten vor.



Bei den Piers von Greenwich Village lagen zwei Boote der *Manhattan Ship Society* vor Anker. Es war März und es gab kaum Ausflügler, die sich bei diesem nasskalten Wetter von Bord eines Bootes aus die Skyline von Manhattan ansehen wollten. Die Boote hießen *Pretty Flamingo* und *Kormoran*. Sie waren verwaist. Die Besatzungen

waren vorübergehend entlassen worden. Nachdem die *Albatros* untergegangen war, fuhren nur noch die *Manhattan* und die *Shark*.

Ein Auto fuhr vor. Es war ein Dodge Jeep. Ein Mann saß hinter dem Steuer. Er wartete. Fünf Minuten später wurde ein BMW der 7er-Klasse auf den Pier gelenkt. Neben dem Dodge kam er zum Stehen. Der Mann im Dodge stieg aus. Es war Telly Allister, einer der Gesellschafter der *Manhattan Ship Society*. Er lächelte.

Aus dem BMW stiegen zwei Männer. Der dritte Mann hinter dem Steuer des BMW blieb sitzen. Allister begrüßte die beiden Ankömmlinge per Handschlag und sagte: »Es freut mich, dass Sie gekommen sind.« Er drehte sich halb herum und machte eine Handbewegung über die beiden Schiffe hinweg. »Das sind die beiden Boote. Wir haben uns entschlossen, uns von ihnen zu trennen. Sie sind in einem erstklassigen Zustand, generalüberholt, und Sie können Sie die nächsten zehn bis fünfzehn Jahre einsetzen.«

»Warum wollen Sie verkaufen?«

»Die Gesellschaft hat sich mit dem Ankauf etwas übernommen. Darum wollen wir uns wieder davon trennen.« Allister lachte verbindlich. »Denken Sie aber nicht, dass wir deswegen jeden Preis akzeptieren. Wir haben unsere Vorstellungen.«

»Was sollen die Kähne denn kosten?«, fragte einer der Männer.

»Unterhalten wir uns über den Preis, wenn Sie sich die Schiffe angesehen haben, Mister Brown. Folgen Sie mir. Sie werden sehen, dass es sich um zwei Boote handelt, die erstklassig in Schuss sind.«

»Sind Sie von der Gesellschaft über-

haupt ermächtigt, Verkaufsverhandlungen zu führen?«

»Wir sind uns einig, dass wir uns von den beiden Schiffen trennen müssen«, antwortete Allister. »Ich werde mir Ihr Angebot anhören, und ich werde Ihnen unsere Forderung nennen. Und ich hoffe, dass unsere Vorstellungen nicht allzu unterschiedlich sind. Es liegt uns nämlich sehr viel daran, eine Einigung zu erzielen.«

»Dem ersten Augenschein nach sind die Boote in Ordnung«, sagte Bedford Brown. »Was haben Sie sich denn vorgestellt?«

»Eine Million.«

»Für beide Schiffe.«

Allister lachte blechern. Es war kein echtes Lachen. »Sie machen Witze. Eine Million pro Boot natürlich.«

Brown und sein Begleiter schauten sich bedeutungsvoll an. Dann sagte Brown: »Ich habe mich kundig gemacht. Sie haben die Schiffe für jeweils 500.000 Dollar gekauft. Mag sein, dass Sie einiges hineingesteckt haben. Aber eine Million pro Schiff ist zu hoch gegriffen. Wir haben nichts zu verschenken, Mister Allister.«

»Wir auch nicht, Mister Brown. Aber sehen Sie sich die Schiffe erst einmal an. Wir haben mit Geld nicht gegeizt, als es darum ging, ihnen ein gewisses Niveau zu verpassen. Unsere Gäste sollten sich schließlich wohl fühlen.«

»Eine Million pro Schiff ist utopisch«, sagte Brown. »Da brauchen wir erst gar nicht in die Verhandlungen einzusteigen. Kommen Sie, Boyd. Wir vergeuden hier nur unsere Zeit.«

Brown wollte sich abwenden.

»Ich habe sicher einigen Spielraum«,

sagte Allister schnell. »100.000 hin oder her spielen nicht die große Rolle. Ich kann Ihnen die Schiffe allerdings nicht zu einem Schleuderpreis verkaufen. Draufzahlen wollen wir schließlich nicht.«

»Na gut«, sagte Brown. »Schauen wir uns die beiden Kähne mal an. Und dann sehen wir weiter.«



Bei Overton klingelte das Telefon. Mrs Overton nahm das Gespräch entgegen. Officer Bowden, der in einer Zeitschrift geblättert hatte, musterte die Frau fragend. Sie ließ die Hand mit dem Hörer sinken. »Es ist für dich, Rich.«

»Wer ist dran?«

»Telly Allister.« Sie brachte das Telefon ihrem Mann. Er nannte seinen Namen, dann fragte er: »Was ist los, Telly?«

»Die Verhandlungen mit Brown sind gescheitert. Er wollte für beide Boote allenfalls 1,2 Millionen Dollar auf den Tisch blättern.«

»Mist!«

»Das kann man wohl sagen. Einen anderen Interessenten gibt es nicht. Sieht so aus, als blieben wir auf den beiden Kähnen sitzen.«

»Aber 1,2 Millionen wären besser als gar nichts«, gab Overton zu bedenken. »Immerhin könnten wir das Minus, in dem die Firma steckt, um mehr als die Hälfte reduzieren.«

»Was wäre damit gewonnen?«

»Du hast Recht. Nichts wäre damit gewonnen. – Man hat mir gedroht, mich umzubringen. Hast du auch eine Morddrohung erhalten?«

»Nein«, sagte Allister. »Was hast du unternommen?«

»Ich habe mich an das FBI gewandt und man hat mich unter Polizeischutz

gestellt. Ein Mann aus dem Police Department wurde in meinem Haus postiert.«

»Hat man auch McLoyd gedroht?«, fragte Allister

»Keine Ahnung. Aber seine Tochter wurde entführt. Ich habe es in den Nachrichten gehört. In der vergangenen Nacht.«

»Verdammt, verdammt!« Allister stieß die Luft durch die Nase aus. »Läuft denn überhaupt nichts mehr gerade? Die Versicherung weigert sich zu zahlen, das Geschäft mit Brown platzt, Stowell wird ermordet, dir droht man mit dem Tod, und McLoyds Tochter wird entführt.«

»Wir können nur abwarten, wie sich alles entwickelt«, sagte Overton.

»Nein«, versetzte Allister. »Ich werde ein wenig nachhelfen.«

Overton schwieg.

»Ich weiß, du kannst nicht reden«, sagte Allister. »Aber wenn ein zweites der Boote sinkt und wieder die *Neue Patriotische Front* dafür verantwortlich zeichnet, wird die Versicherung nicht darum herumkommen zu bezahlen.«

»Ich habe verstanden«, murmelte Overton. Er schoss Officer Bowden einen prüfenden Blick zu. Der hatte sich wieder der Zeitschrift gewidmet. »Warten wir also die Entwicklung ab«, sagte er und beendete das Gespräch.



Ein Mann meldete sich bei uns telefonisch. »Ich bin Portier in dem Haus in der 46th Street, in dem Loretta McLoyd wohnt. Ich glaube, ich habe eine Beobachtung gemacht, die Sie interessieren könnte.«

»Schießen Sie los«, forderte ich den Mann auf zu sprechen.

»Gestern besuchte McLoyd seine Tochter. Kaum, dass er mit dem Aufzug nach oben gefahren war, erschien ein Mann und stellte Fragen, McLoyd betreffend. Er gab sich als Privatdetektiv aus, den McLoyds Ehegattin engagiert hat.«

»Wann war das?«

»Gegen 15 Uhr.«

»Wie sah der Mann aus?«

»Dunkelhaarig. Bekleidet war er mit einem grünen Anorak und einer Jeans.«

»Ist der Empfang auch in der Nacht besetzt?«, fragte ich.

»Nein. Um 19 Uhr gehe ich nach Hause. Einen Nachtportier gibt es nicht. Der wurde durch einen elektronischen Wegweiser ersetzt.«

Ich ließ mir den Namen des Mannes und seine Anschrift geben. Er hieß Ben Anderson und wohnte in Staten Island, Ina Street. »Wir werden Sie wahrscheinlich für eine Gegenüberstellung benötigen«, erklärte ich. »Zu gegebener Zeit werden Sie von uns hören.«

Wir fuhren zum Gerichtsgebäude. Um 15 Uhr begann die Anhörung im Fall Josh Asburys. Wir mussten als Zeugen aussagen. Der Vertreter der Anklage war bereits anwesend. Ebenso ein Anwalt, den Asbury mit der Wahrnehmung seiner Interessen beauftragt hatte. Kaum, dass wir angekommen waren, wurde auch Josh Asbury in den Sitzungssaal geführt.

Wir sprachen mit dem Staatsanwalt. Darüber, dass nach der Festnahme Asburys Richard Overton eine Morddrohung erhalten hatte, hatten wir ihn bereits informiert. Und auch über die Entführung Loretta McLoyds war er unterrichtet. Er war nicht gerade optimistisch.

»Bitte begeben Sie sich auf Ihre Plätze«, rief der Gerichtsdiener. Dann

kündigte er den ehrenwerten Richter Walter Colton an. Der Richter kam durch eine Tür hinter dem Richtertisch, nickte uns zu und setzte sich. »Zum Aufruf kommt die Sache: der Staat New York gegen Josh Asbury. Ihnen wird Mord vorgeworfen, Mister Asbury. Herr Staatsanwalt, Sie können mit Ihrem Vortrag beginnen.«

Die Angelegenheit dauerte nicht ganz eine halbe Stunde. Josh Asbury konnte kein Alibi für die Zeit des Mordes nachweisen. Die Erpressungssache kam zur Sprache. Selbst wenn Stowells Bereitschaft, die zwei Millionen zu zahlen, von Asbury als Schuldeingeständnis angesehen wurde, meinte der Richter, hatte er nicht das Recht, das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen. Dafür, dass er das getan habe, spreche eine Menge. Und so verkündete der Richter, dass begründeter Tatverdacht vorliege und dass der Beschuldigte in Untersuchungshaft genommen werde. Den Antrag der Verteidigung, ihn gegen Kautions auf freien Fuß zu setzen, schmetterte er ab.

Als er abgeführt wurde, bedachte uns Josh Asbury mit einem sengenden Blick.

Wir begaben uns zurück ins Field Office. Irgendwie konnte ich mich nicht so recht freuen, dass wir einen Sieg errungen hatten. Eine innere Stimme sagte mir, dass wir den falschen Mann hinter Schloss und Riegel gebracht hatten.



Wieder senkte sich eine Nacht zwischen die Wolkenkratzer Manhattans. Der Big Apple erwachte zum Nachtleben. Es

war 2 Uhr, als ein Mann an Bord der *Pretty Flamingo* schlich. Mit einem Stemmeisen brach er die Tür auf, hinter der die Treppe lag, über die man in den Bauch des Bootes gelangte. Sie war nicht besonders gesichert und so war es ein Leichtes, sie aufzusprennen.

Der Mann trug eine Plastiktüte bei sich. Eine Taschenlampe leuchtete auf. Der Lichtkegel glitt die Treppe hinunter. Unten endete sie in einem schmalen Gang. Der Eindringling stieg nach unten.

Wenig später kehrte er ohne Plastiktüte wieder auf Deck zurück. Er verließ das Boot und verschwand, nachdem er die West Street überquert hatte, zwischen den Häusern von Greenwich Village.

Eine halbe Stunde später erfolgte die Explosion. Sie war stark genug, um ein Loch in den Rumpf des Bootes zu reißen. Innerhalb weniger Minuten lief es voll Wasser. Ein Autofahrer, der die West Street befuhr, hörte den gewaltigen Knall, hielt an, sprang aus dem Auto, lief zum Pier und schaute zu, wie die *Pretty Flamingo* versank. Er wandte sich per Handy an die Notrufleitzentrale.

Als Hafenspolizei und Feuerwehr eintrafen, war von der *Pretty Flamingo* nichts mehr zu sehen und das Wasser hatte sich an der Stelle, an der sie untergegangen war, längst wieder beruhigt.



Der Polizist, der am Abend Officer Bowden abgelöst hatte, hörte die Geräusche an der Tür. Er lag auf der Couch im Wohnzimmer. Leise erhob er sich und schnappte sich seine Pistole, schlich

zur Tür und baute sich daneben an der Wand auf.

Ein leises Knirschen war zu vernehmen, als aus der Glasscheibe, die in die Tür eingelassen war, ein Stück herausgebrochen wurde. Eine Hand schob sich durch die entstandene Öffnung, ein Arm, die Hand tastete sich nach oben, öffnete den Türriegel und hakte die Sicherungskette aus. Dann schwang die Tür langsam nach innen auf.

Der Cop hielt den Atem an.

Eine Gestalt glitt in das Haus. Sie bewegte sich ausgesprochen leise. Officer Welsh, der an der Wand neben der Tür stand, drückte auf den Lichtschalter, Licht flammte auf, er richtete die Pistole auf den Eindringling und stieß hervor: »Keine Bewegung!«

Der maskierte Einbrecher sprang gedankenschnell zurück und verschwand nach draußen. Impulsiv folgte ihm der Polizist. »Stehen bleiben!«, peitschte seine Stimme. Da blitzte es ihm entgegen. Ein Schuss war nicht zu hören, nur ein leises Ploppen. Welsh erhielt einen fürchterlichen Stoß vor die Brust, der Schmerz schien in seinem Körper zu explodieren, er bäumte sich auf und brach zusammen.

Der Einbrecher bückte sich, packte den Polizisten am Kragen seiner Jacke und schleppte ihn ins Haus, machte das Licht aus und schloss die Tür. Er richtete sich auf und lauschte. Sein Atem ging etwas schneller als normal. Nach einiger Zeit knipste er eine Taschenlampe an. Der Lichtstrahl bohrte sich in die Dunkelheit, die im Wohnzimmer herrschte, traf eine Tür, und der Eindringling setzte sich in Bewegung. Der Teppich schluckte seine Schritte. In seiner rechten Hand lag die Pistole mit dem aufgeschraubten Schalldämpfer.

Er öffnete die Tür und leuchtete in

den sich anschließenden Raum. Es war die Küche. Der Eindringling ging zur nächsten Tür. Es war das Badezimmer. Er stieg nach oben in die Mansarde. Die zweite Tür, die er öffnete, war die Schlafzimmertür. Der Lichtkreis der Taschenlampe heftete sich auf das entspannte Gesicht einer Frau, wanderte etwas nach links und holte das Gesicht Richard Overtons aus der Dunkelheit. Das Ehepaar schlief tief und fest. Der Eindringling glitt an das Bett Richard Overtons heran und richtete die Waffe auf den Kopf des Schlafenden. Die Hand senkte sich, bis die Mündung des Schalldämpfers die Stirn Overtons berührte. Overton schlug die Augen auf. »Was...«

Der Eindringling drückte ab. Der Schalldämpfer schluckte die Detonation. Mrs Overton bemerkte nichts.



Es war 3 Uhr vorbei, als bei James McLoyd das Telefon läutete. McLoyd, der sowieso nicht schlafen konnte, erhob sich, ging ins Wohnzimmer, machte Licht und schnappte sich den Hörer, der auf dem Tisch lag. Er ahnte, dass es der Entführer seiner Tochter war, der anrief. Mrs McLoyd erschien in der Schlafzimmertür. Auch sie hatte nicht geschlafen. Dunkle Ringe lagen unter ihren Augen. Ein herber Zug hatte sich in ihren Mundwinkeln eingeprägt. Die Ungewissheit über das Schicksal ihrer Tochter setzte ihr zu.

»Hallo, McLoyd«, sagte der Anrufer. »Wie geht es dir?« Es klang höhnisch.

»Was wollen Sie?«

»Ich habe dein Töchterlein.«

»Warum quälen Sie uns so?«

»Sie sind ein Mörder, McLoyd.«

»Warum haben Sie meine Tochter entführt?«

»Damit du siehst, wie es ist, wenn man einen Menschen verliert, den man liebt. Ich werde deine Tochter töten. Ich will, dass du leidest. Ihren Tod hast du zu verantworten.«

»Lassen Sie meine Tochter frei, ich bitte Sie. Loretta hat mit alledem nichts zu tun. Wenn Sie wollen, begeben Sie mich freiwillig in Ihre Hände. Sie können dann mit mir machen, was Sie wollen. Aber tun Sie meiner Tochter kein Leid an.«

»Du gestehst, dass ihr die *Albatros* versenkt habt, um die Versicherungssumme zu kassieren?«

McLoyd biss die Zähne zusammen. »Ich weiß nichts davon. Vielleicht steckt einer der anderen Gesellschafter dahinter, einer, der um seine Zukunft fürchtet, wenn die Gesellschaft Konkurs anmelden muss. Aber ich habe damit nichts zu tun.«

»Du lügst, McLoyd.«

»Ich sage die Wahrheit«, erwiderte McLoyd beschwörend. »Sie müssen mir glauben. Bitte, lassen Sie Loretta frei. Verlangen Sie ein Lösegeld. Ich werde jeden Betrag bezahlen. Aber...«

Der Anrufer unterbrach ihn. »Es geht nicht um Geld. Es geht um Rache.«

»Bitte...« McLoyds Stimme versagte. Der Anrufer legte auf.

»Wer war das?«, fragte McLoyds Frau. Ihre Hände verkrampften sich ineinander. »Der – der Kidnapper?«

»Ja. Großer Gott. Er will Loretta töten, denn er denkt, ich habe etwas mit der Explosion auf der *Albatros* zu tun. Ich – ich muss sofort Cotton anrufen.«

Er ging zur Garderobe und holte die

Brieftasche aus seiner Jacke, öffnete sie und fingerte die Visitenkarte heraus, die er von dem G-man erhalten hatte. Im Federal Building ließ er sich mit dem Diensthabenden verbinden. Und dem erklärte er, dass er sofort mit Jerry Cotton sprechen müsse.

»Der liegt wahrscheinlich in seinem Bett und schläft«, sagte der Beamte vom FBI. »Hat das nicht Zeit bis morgen?«

»Nein. Mich hat der Entführer meiner Tochter angerufen.«

»Wovon reden Sie, Mann?«, kam die energische Frage des Special Agent am anderen Ende der Leitung.

McLoyd klärte den Beamten auf. Dieser versprach, Jerry Cotton sofort zu informieren. Nur widerwillig gab sich McLoyd damit zufrieden.

Beim FBI wusste man zu dieser Stunde noch nicht, dass in dieser Nacht die *Pretty Flamingo* versenkt worden war.



Es war die Nachricht von dem Mord an Overton. Wir fuhren unverzüglich nach Queens.

Mrs Overton hatte den Mord erst vor einer Stunde, unmittelbar nachdem sie aufgewacht war, entdeckt. Vor dem Haus Overtons standen einige Streifenfahrzeuge. Ich stellte den Jaguar ab und wir wiesen uns einem der Beamten gegenüber aus, der in der Einfahrt postiert war. Ein Stück entfernt sah ich einen Pulk Menschen, wahrscheinlich Nachbarn, die von den Sirenen der Einsatzfahrzeuge angelockt worden waren und die die Neugierde aus ihren Häusern getrieben hatte.

Wir betraten das Haus. Die Kollegen von der Mordkommission waren noch nicht eingetroffen. Gleich bei der

Tür lag ein toter Polizist. Seine Dienstwaffe lag neben ihm am Boden. Mrs Overton saß auf der Couch. Ein Cop stand bei ihr.

Wir stiegen die Treppe hinauf und betraten das Schlafzimmer. Richard Overton lag in seinem Bett. Das Kissen war voll Blut.

Zwei Polizisten befanden sich um Raum. »Achten Sie darauf, dass nichts verändert wird«, gebot ich, dann gingen wir wieder hinunter ins Wohnzimmer. Einer der Polizisten erklärte mir, dass man einen Arzt und einen Psychologen angefordert habe. Dennoch versuchte ich, mit der Frau zu sprechen.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und heulte laut auf. Ihre Schultern zuckten. Plötzlich begann sie am ganzen Leib zu zittern. Ihre Zähne schlugen aufeinander wie im Schüttelfrost. Mir war klar, dass sie kurz vor einem Kollaps stand.

»Legen Sie sich auf die Couch«, sagte ich. »Der Arzt kommt gleich.« Meine Stimme wurde eindringlicher. »Können Sie mich verstehen, Mistress Overton? Legen Sie sich hin und versuchen Sie, Ruhe zu bewahren.«

Es war vergeblich. Phil kümmerte sich um die Frau. Ich ging nach draußen. Ein Polizist kam heran. »Der Täter hat mit dem Glasschneider ein Loch in die Tür geschnitten und kam so ins Haus. Was dann geschah, dürfte nicht schwer zu rekonstruieren sein. Stand Overton unter Polizeischutz?«

»Ja«, sagte ich. »Aber das hat den Mörder nicht abhalten können.«

Ein Team der Mordkommission kam, etwas später tauchte ein Vertreter der Staatsanwaltschaft auf, dann der Coroner. Die Kollegen vom Police Department brachten sowohl einen Arzt als

auch einen Psychologen mit. Die beiden kümmerten sich sofort um Mrs Overton. Die Männer von der Spurensicherung machten sich an die Arbeit.

Phil und ich fuhren zurück nach Manhattan, genau gesagt in die 55th Street zu James McLoyd. Auch Mrs McLoyd saß im Wohnzimmer, sie war bleich und ihre Augen waren gerötet vom Weinen.

»Der Kerl wollte, dass ich den Versicherungsbetrug gestehe«, sagte McLoyd. »Er warf mir vor, schuld am Tod der vierzehn Menschen zu sein, die bei dem Anschlag ums Leben kamen. Du lieber Himmel, ich weiß doch von nichts. Mir ist zwar bekannt, dass die Versicherung ermittelt und dass Sie ermitteln, aber ich bin immer noch davon überzeugt, dass diese Terrorgruppe dahinter steckt, die sich *Neue Patriotische Front* nennt. Der Schuft will Loretta töten. Er will mich quälen. Ich soll sehen, wie es ist, wenn man einen lieben Menschen verliert, meinte er.«

»Wissen Sie, dass Stowell erpresst wurde?«, fragte ich.

McLoyd schaute mich entgeistert an. »Ken - wurde - erpresst?«, stammelte er.

»Ja. Der Erpresser drohte, der Polizei Beweise zu liefern, die den Versicherungsbetrug untermauern. Und Stowell erklärte sich zur Zahlung von zwei Millionen Dollar bereit.«

McLoyd schnappte nach Luft. Sein Kehlkopf rutschte hinauf und hinunter. »Aber...« Er verschluckte sich und hustete. »Aber das würde ja bedeuten, dass Stowell Dreck am Stecken hatte«, entrang es sich ihm schließlich.

»So sah es der Erpresser auch«, versetzte ich. »Es ging ihm nicht um Geld. Er nahm dieses vermeintliche Geständnis zum Anlass, einen Rachezug zu

starten. Erst erschoss er Stowell, dann entführte er Ihre Tochter, und jetzt ermordete er Richard Overton.«

Ich hatte keine Ahnung, wie sehr ich mich täuschte.

McLoyd schlug beide Hände vor das Gesicht und schluchzte. »Mein armes Mädchen.«

Da klingelte mein Handy. Ich nahm das Gespräch an. Es war Mr High, der sagte: »Soeben kam die Meldung, dass bei den Piers von Greenwich Village ein Schiff gesunken ist. Menschen, die in der Nähe wohnen, hörten in der Nacht eine gewaltige Explosion. Ein Autofahrer, der in Höhe der Piers die West Street befuhr, war Augenzeuge.«

Ich war wie vor den Kopf gestoßen. Dieser Tag schien es in sich zu haben. Der Doppelmord in Queens, der Anruf des Kidnappers bei McLoyd, der Anschlag auf das Boot. Die Ereignisse überschlugen sich.

Ich bedankte mich bei dem Kollegen, dann wandte ich mich an McLoyd. »Ankern Schiffe Ihrer Gesellschaft bei den Piers in Greenwich Village?«

Er nickte. »Die *Pretty Flamingo* und der *Kormoran*. Was ist geschehen? Warum fragen Sie?«

»Sieht aus, als wäre eines der beiden Boote versenkt worden.«

McLoyd duckte sich, als hätte ich nach ihm geschlagen. In seinen Augen war plötzlich ein Irrlichtern, er sprang im nächsten Moment auf, ging hin und her, presste die flache Rechte gegen seine Stirn und sagte: »Ich werd verrückt! Das ist zu viel. Ich werd verrückt.«

Entweder war er wirklich fassungs-

los, oder er war ein hervorragender Schauspieler.

»Haben Sie einen Privatdetektiv engagiert, Mrs McLoyd, der Ihren Mann beobachten soll?«, so wandte ich mich an die Frau.

McLoyd blieb abrupt stehen. »Was?« Sein Gesicht hatte sich verkniffen.

Die Frau schaute mich an, als zweifelte sie an meinem Verstand. »Was soll ich?«

»Also nicht«, knurrte ich. »Ich dachte es mir fast. Komm, Phil. Wir fahren nach Stuyvesant Town.«

Robert Barnes war nicht in seiner Wohnung. Ich vergewisserte mich beim Police Department, dass er keinen Dienst hatte. Dann drangen wir in seine Wohnung ein. Im Ausguss im Badezimmer fand ich einige Haare, die ich mitnahm. Dann verließen wir die Wohnung wieder. Als wir aus dem Wohnblock traten, fuhr ein Auto vor. Es war ein Toyota. Plötzlich trat der Fahrer aufs Gas. Die Reifen drehten kreischend durch, dann griffen sie und der Wagen bäumte sich regelrecht auf. Er raste davon.

Ich brauchte einen Sekundenbruchteil, um zu begreifen und zu reagieren. Dann hatte ich die SIG in der Faust und feuerte hinter dem flüchtenden Wagen her. Es befand sich niemand in der Nähe, den ich hätte gefährden können. Mein Ziel waren die hinteren Räder. Der Toyota kam ins Schleudern. Dann wurde er in die nächste Seitenstraße gerissen und verschwand aus meinem Blickfeld.

Ich rannte los. Phil holte auf und lief neben mir. Dann bogen wir um die Kurve. Soeben sprang eine Gestalt aus dem Toyota, der hundert Yards weiter am Straßenrand stand. Der Geruch verbrannten Gummis stieg mir in die

Nase. Es war Barnes. Er feuerte in unsere Richtung. Zweimal, dreimal peitschten Schüsse auf. Aber die Entfernung war viel zu groß. Er warf sich herum und verschwand Sekunden später um eine Hausecke. Als wir die Stelle erreichten, spähte ich um die Hausecke und sah von Barnes nichts. Auch keine Schritte waren zu hören.

Phil stand hinter mir. Sein Atem flog. Ich wartete einige Sekunden, dann setzte ich alles auf eine Karte und trat um die Ecke. Wenn Barnes irgendwo lauerte, präsentierte ich mich ihm wie auf einem Tablett. Es war eine Herausforderung des Schicksals.

Da sah ich ihn auch schon. Er trat aus einer Türnische und begann sofort zu feuern. Ich warf mich hin. Er wirbelte herum und setzte seine Flucht fort. Phil half mir hoch. Dann feuerte er hinter Barnes her. Aber der verschwand schon wieder in einer der vielen Passagen zwischen den Wohnblocks.

Wir nahmen die Verfolgung wieder auf. Barnes rannte etwa fünfzig Schritte vor uns über eine Grünfläche. Es gab hier Büsche und Bäume, begrenzt war sie von einer hüfthohen Hecke. An dieser Hecke hetzte er entlang.

»Bleiben Sie stehen!«, rief ich zwischen keuchenden Atemzügen und gab einen Warnschuss ab.

Barnes brach durch die Hecke. Ohne anzuhalten drehte er sich um und feuerte. Ich schoss ebenfalls. Und jetzt stürzte er. Ich konnte ihn nicht mehr sehen, hielt an und lauschte. Phil verharrte geduckt neben mir. Ein Stöhnen drang an mein Gehör. »Komm!«, presste ich zwischen den Zähnen hervor. Wir gingen langsam weiter. »Geh du auf der Wiese weiter«, flüsterte ich Phil zu und zwängte mich durch die Hecke. Die ineinander verschlungenen Zweige und dünnen Äste waren fast

undurchdringlich. Aber ich wühlte mich durch das Zweiggeflecht. Einige Autos parkten an der Hecke entlang. Auf der anderen Straßenseite war einer der Wohnblocks. Ein Gehsteig lief daran entlang.

Barnes lag neben der Hecke. Er versuchte sich zu erheben. »Geben Sie auf, Barnes!«, rief ich.

»Ja, ich gebe auf«, kam es schmerzverzerrt zurück.

»Werfen Sie Ihre Pistole auf die Straße!«, gebot Phil.

Barnes kam der Aufforderung nach. Ich richtete mich auf und ging langsam, die SIG im Anschlag, zu ihm hin. Bei ihm angekommen sagte ich: »Wie konnten Sie nur glauben, damit durchzukommen?«

»Ich – ich verblute«, stöhnte Barnes und umklammerte mit beiden Händen seinen Oberschenkel. »Wahrscheinlich hat die Kugel die Schlagader zerfetzt. Helfen Sie mir, Cotton.«

Phil drängte sich durch die Hecke.

»Ich muss seinen Oberschenkel abbinden«, sagte ich und zog den Gürtel aus der Hose. »Ruf eine Ambulanz.«

Ich zog Barnes die Hose herunter, legte ihm den Gürtel um den Oberschenkel und zog ihn zusammen. Über uns hatten sich einige Fenster geöffnet. Menschen blickten heraus. Fragen wurden laut. »Ich brauche Verbandszeug!«, rief ich. »Bring mir jemand Verbandszeug. Schnell! Der Mann verblutet sonst.«

Wenig später kam ein Mann mit einem Verbandskasten aus dem Haus. Ich legte Barnes einen Druckverband an. Dann raste auch schon ein Fahrzeug des Emergency Service heran. Zwei Männer sprangen heraus. Ich erklärte ihnen, dass bei Barnes wahrscheinlich die Schlagader verletzt wor-

den war. Er bekam eine kreislaufstabilisierende Injektion, wurde fachmännisch versorgt, dann wurde er in die Ambulanz geladen und das Fahrzeug brauste mit heulender Sirene und rotierenden Lichtern davon. Vorher hatte mir der Fahrer des Wagens noch zugerufen, dass sie den Verletzten ins Bellevue Hospital bringen würden. Ich rief beim Police Department an und bat, dafür zu sorgen, dass Robert Barnes nach seiner Versorgung im Krankenhaus nach Rikers Island ins North Infirmiry Command, ins Gefängnishospital also, überführt werden würde.



Wir brachten Barnes' Pistole zur SRD, dann fuhren wir ins Federal Building und begaben uns in Mr Highs Büro. Schweigend hörte sich der AD unseren Bericht an. Dann sagte er: »Es dürfte sicher sein, dass Barnes der Entführer Loretas ist. Wahrscheinlich ist er auch der Mörder Stowells und Overtons. Es ist jetzt vorrangig herauszubringen, wo er Loretta festhält. Ich glaube, wir sind einen bedeutenden Schritt weitergekommen. Oder besteht für Sie der geringste Zweifel daran, dass es sich bei Barnes um den Mörder von Ken Stowell und Richard Overton handelt?«

»Das wird die ballistische Analyse ergeben müssen, Sir.« Ich war im Laufe der Jahre vorsichtig geworden mit vorschnellen Schlüssen

»Sicher«, erwiderte der Assistant Director. »Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Ich telefonierte mit dem Bellevue Hospital. Der Arzt, den ich an der Strippe hatte, bescheinigte mir, dass Barnes operiert und nach Rikers Island verlegt worden war. Auf meine Frage, ob er vernehmungsfähig sei, ant-

wortete der Arzt: »Er hat viel Blut verloren. Barnes dürfte ziemlich schwach sein. Aber wenn Sie ihn nicht über Gebühr beanspruchen, können Sie ihn sicher verhören.«

Also fuhren wir nach Rikers Island. Robert Barnes war totenbleich. Sein Gesicht war eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen und glänzten fiebrig. Ein Arzt begleitete uns. Auch er machte uns noch einmal darauf aufmerksam, dass wir Barnes schonen mussten.

»Können Sie mir folgen, Mister Barnes?«, eröffnete ich das Verhör. Ich stand am Fußende des Bettes und hatte beide Hände auf den Eisenrahmen des Fußteils gelegt.

»Was wollen Sie?«

»Sie haben in der Nacht Richard Overton erschossen. Obendrein einen Polizisten, der Overton bewachen sollte.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Wir haben die Pistole, Barnes, die Sie sich neben Ihrer Dienstwaffe zugelegt haben. Wenn Sie Overton und den Polizisten erschossen haben, sollten Sie es zugeben. Da Sie selbst Polizist sind, ist Ihnen sicher bekannt, dass die Ballistik feststellen kann, welche Kugeln aus welcher Waffe verschossen wurden.«

»Es ist richtig. Ich habe mir die Glock angeschafft.« Sekundenlang schloss Barnes die Augen. »Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, G-men«, sagte er dann. »Nach der Trauerfeier auf Pier 90 trat Josh Asbury an mich heran...«



»Asbury lud mich in das Café ein, das gleich beim Pier liegt. Er erzählte mir, dass die *Manhattan Ship Society* am Rande des Konkurses stand und dass

er Beweise besitze, wonach die Gesellschafter den Anschlag selbst durchführten, um die Versicherungssumme zu kassieren.«

»Nannte er Ihnen die Beweise?«

Barnes senkte die Lider zum Zeichen der Bejahung. Dann sagte er: »Ja. Er erzählte mir, dass er Ken Stowell erpresst habe. Stowell habe sich bereit erklärt, zwei Millionen Dollar zu zahlen. Das war für Asbury der Beweis, dass Stowell und die anderen Gesellschafter ihr Schiff selbst versenkten.«

»Das wissen wir von Asbury«, sagte Phil. »Führte er sonst noch einen Beweis ins Feld?«

»Die gesamten Umstände. Die Tatsache, dass die Gesellschaft zahlungsunfähig war. Den Tatbestand, dass die Gesellschafter ihre Einlagen verlieren würden, wenn die Society pleite ging. Für Allister und Overton hing die Existenz davon ab. Außer ihrer Gesellschaftseinlage verfügten sie über keinerlei Vermögen. Alles sprach dafür, dass Stowell, McLoyd, Allister und Overton das Unternehmen retten wollten, indem sie einen Anschlag auf die *Albatros* vortäuschten und am Ende die Versicherungssumme kassierten.«

»Wer erschoss Stowell?«

»Ich weiß es nicht.«

»Wir werden es herausfinden, wenn er mit Ihrer Glock erschossen wurde«, gab ich zu verstehen.

»Wenn ich ihn erschossen hätte, würde ich es gestehen. Ich trug mich mit dem Gedanken, meine Frau und meine Tochter zu rächen. Nachdem ich mit Asbury gesprochen hatte, war ich davon überzeugt, dass die Gesellschaf-

ter der *Manhattan Ship Society* sie auf dem Gewissen haben. Das war auch der Grund, weshalb ich mir die Glock zulegte. Dann wurde Stowell erschossen. Ich nahm mir vor abzuwarten. Als Nächstes wurde die Tochter McLoyds entführt. Ich begriff, dass es jemanden gab, der mir die Arbeit abnahm. Ich wollte wissen, wer. – Ich glaube nicht, dass Asbury der Mörder Stowells ist. Josh Asbury ist nicht der Mann, der den Mumm hat, selbst einen Mord zu begehen. Meine These, dass er nicht der Mörder ist, wird dadurch untermauert, dass nach seiner Verhaftung McLoyds Tochter entführt wurde. Und jetzt wurde Overton erschossen.«

»Wo waren Sie in der Nacht?«, fragte ich. »Wo kamen Sie heute Morgen her? Und warum haben Sie auf uns geschossen?«

»Ich observierte das Haus von Telly Allister in Brooklyn.«

»Warum?«

»Irgendwann, sagte ich mir, würde der Mörder auftauchen, um Allister die Rechnung zu präsentieren. Und dann würde ich wissen, wer sich als Rächer aufspielt.«

»Wollten Sie mit ihm dann Verbindung aufnehmen?«

»Nein. Ich hätte ihn der Polizei ausgeliefert. Mir war nur daran gelegen, Stowell und den anderen Gesellschaftern das Handwerk zu legen. Der Mörder Stowells hätte vielleicht den Beweis erbringen können, dass Stowell und seine Kompagnons die Schuld an dem Schiffsunglück tragen.«

»Das beantwortet nicht die Frage, weshalb Sie auf uns geschossen haben?«

»Mir sind ganz einfach die Nerven durchgegangen. Ich wusste ja, dass Sie mich verdächtigen. Ich sah Sie und war der Meinung, dass Sie gekommen wa-

ren, um mich zu verhaften. Ich weiß selbst nicht, warum ich so ausgerastet bin. Es – es hätte mich um ein Haar das Leben gekostet.«

»Ziemlich fadenscheinig, Mister Barnes«, sagte ich. »Finden Sie nicht selbst?« Ich glaubte Barnes kein Wort, bei mir stellten sich aber Zweifel ein. Wahrscheinlich waren weder Ken Stowell noch Richard Overton mit der Glock erschossen worden, die wir bei Barnes sichergestellt hatten.

Es gab also eine weitere Unbekannte in diesem Spiel um Leben und Tod und einige Millionen Dollar.

Als wir zurück nach Manhattan fuhren, sagte ich: »Wir werden Barnes dem Portier des Hauses gegenüberstellen, in dem Loretta McLoyd wohnt. Vielleicht ist er der angebliche Detektiv, der McLoyd im Auftrag seiner Frau überwachen sollte.«

Wir brachten Ben Anderson noch am selben Tag nach Rikers Island und führten ihn an das Krankenbett von Robert Barnes. Anderson schüttelte den Kopf. »Nein, das ist nicht der Mann«, sagte er. »Seine Haare waren dunkler und länger. Tut mir Leid, G-men.«

Eine Enttäuschung mehr für uns.

Zwei Tage später erhielten wir es schwarz auf weiß: Stowell und Overton waren weder mit der Dienstpistole Barnes' noch mit seiner Glock erschossen worden.

Und es gab eine weitere Erkenntnis: Nachdem die *Pretty Flamingo* gehoben worden war, hatte die Spurensicherung Reste der Bombe entdeckt, die in dem Boot hochgegangen war, und sie entsprach der Machart des Sprengkörpers, der die *Albatros* versenkt hatte. Aber dass hier ein und derselbe Täter dahinter steckte, war mir auch ohne diese Erkenntnis klar.

Am Tag nach der Explosion war wieder ein Bekennerbrief eingegangen. Diesmal war er der *Morning Post* zugestellt worden. Und wieder zeichnete die *Neue Patriotische Front* für den Anschlag verantwortlich.

Wir hatten mit Lex Byron von der *Catholic Mutual Group* Verbindung aufgenommen. Nach dem neuerlichen Anschlag stand man bei der Versicherung Kopf.

Nachdem wir Barnes nicht des Mordes überführen konnten, war natürlich auch wieder völlig offen, wer hinter der Entführung Loretta McLoyds steckte. Wir hatten bei McLoyd eine Fangschaltung installiert, aber der Kidnapper hatte nicht mehr angerufen.

Eine Wohnungsdurchsuchung bei Josh Asbury, die wir gleich nach seiner Verhaftung veranlasst hatten, hatte kein Ergebnis gebracht.

Die Haare, die in der Wohnung Loretta McLoyds sichergestellt wurden, waren einer DNA-Analyse unterzogen worden, ebenso die Haare von Robert Barnes. Die Genstrukturen stimmten nicht überein.

An diesem Tag beschlossen wir, Telly Allister einen Besuch abzustatten. Wir hatten mit ihm und McLoyd am Tag nach dem Untergang der *Pretty Flamingo* gesprochen. Beide waren ziemlich verstört gewesen. Darauf angesprochen, dass seine Existenz vom Bestand der *Manhattan Ship Society* abhing, hatte Allister zu verstehen gegeben, dass seine finanzielle Absicherung nur noch zweitrangig sei. Er fürchtete, wie Stowell und Overton einem Mordanschlag zum Opfer zu fallen, und sprach davon, sich zu verstecken. Seine Angst war natürlich nicht unbegründet.

Wir fuhren also nach Brooklyn. Aber die Haustür Telly Allisters blieb uns verschlossen. Da wir nicht ausschlie-

ßen konnten, dass der Mörder wieder zugeschlagen hatte, verschafften wir uns Zugang zu der Wohnung. Sie war verwaist. Im Schlafzimmer war der Kleiderschrank geöffnet. Der Schub einer Kommode mit Unterwäsche war herausgezogen. Einige Wäschestücke lagen auf dem Bett. Im Badezimmer fanden wir weder eine Zahnbürste noch Rasierzeug. Unsere Feststellungen ließen nur einen einzigen Schluss zu: Telly Allister hatte es vorgezogen, seine Wohnung zu verlassen.

Das schnurlose Telefon stand in der Aufladestation. Ich nahm es und drückte die Rufwiederholungstaste. Dreimal tutete es, dann erklang eine Frauenstimme: »Fougera.«

Ich war überrascht. »Susan Fougera?«, fragte ich verduzt. »Die Schwester von Mistress Stowell?«

»Ja. Wer spricht da?«

»Cotton, FBI New York. Wir befinden uns in der Wohnung von Allister. Er ist nicht da. Wie es aussieht, ist er abgetaucht.«

»Telly und ich sind liiert«, sagte die Frau. »Nach meiner Scheidung lernte ich ihn bei einer Party kennen, die meine Schwester arrangierte, und wir kamen uns näher. Telly rief mich gestern an und erklärte mir, dass er große Angst habe, und fragte mich, ob ich ihm Geld leihen könnte. Er habe vor, für einige Zeit das Land zu verlassen.«

»Und? Haben Sie ihm Geld gegeben?«

»Meine Schwester borgte mir fünfzigtausend Dollar, die ich ihm gab.«

»Wohin hat sich Allister abgesetzt?«

»Ich weiß es nicht. Er versprach mir, sich zu melden. Bis jetzt aber habe ich

noch kein Lebenszeichen von ihm erhalten.«

»Setzen Sie mich in Kenntnis, wenn er sich meldet«, bat ich.

»Geht in Ordnung, Agent Cotton.«

Ich legte auf und wir verließen die Wohnung, fuhren zu McLoyd und erzählten ihm von der Flucht Allisters. McLoyd schien wenig überrascht zu sein. »Telly äußerte mir gegenüber, dass er sich vor dem Mörder verstecken würde«, sagte er. »Gibt es schon irgendwelche Hinweise, wo meine Tochter festgehalten wird? Meine Frau und ich vergehen fast vor Sorge um sie. Was tun Sie denn? Sie haben zwei Männer verhaftet, und ich war voll Hoffnung. Mittlerweise ist fraglich, ob Asbury und Barnes überhaupt etwas mit den Morden zu tun haben. Wenn nicht, scheiden sie auch als Entführer meiner Tochter aus.«

Ich wechselte das Thema. »Nachdem zwei Gesellschafter der *Manhattan Ship Society* getötet wurden, hängen sechzig Prozent der Gesellschaftsanteile sozusagen in der Luft«, sagte ich. »Oder haben die Ehegattinnen von Stowell und Overton vor, an die Stelle ihrer Männer zu treten?«

McLoyd spitzte die Lippen. Dann erwiderte er: »Ich habe sowohl Mistress Stowell als auch Mistress Overton ein Angebot unterbreitet.«

»Welches Angebot?«

»Ich wäre bereit, ihre Gesellschaftsanteile aufzukaufen.«

»Wenn Sie ja sagen, wären Sie mit achtzig Prozent an der Gesellschaft beteiligt.«

»Sehr richtig.«

»Wie viel wäre das, in Dollar ausgedrückt?«, fragte Phil.

»Die Gesellschaftseinlage beträgt vier Millionen«, erklärte McLoyd. »1,6

Millionen beträgt der Anteil Stowells, 2,4 Millionen teilen sich auf die anderen drei Gesellschafter auf. Pro Nase also 800.000.«

»Das hieße, dass achtzig Prozent des zukünftigen Gewinnes in Ihre Taschen fließen würden?«, erkundigte ich mich.

»Das ist richtig. Ich habe auch Allister ein Angebot unterbreitet. Aber er hat abgelehnt.«

»Hätten Sie die vollen Einlagen ausgezahlt?«

»Die Gesellschaft steht in den roten Zahlen. Die Verluste belaufen sich derzeit auf 2,2 Millionen. Dieser Verlust ist zu vierzig Prozent Stowell und zu jeweils zwanzig Prozent uns anderen Gesellschaftern zuzurechnen.«

»Also entfallen auf Stowell 880.000, auf die anderen Gesellschafter jeweils 440.000 Dollar.«

»Sie sind ein guter Kopfrechner, Mister Cotton«, sagte McLoyd mit einem angedeuteten Grinsen.

»Was ist, wenn die Versicherung für den Verlust der beiden Boote aufkommt?«

»Das wäre ein Plus von etwa anderthalb Millionen.«

Ich rechnete kurz nach. »Ja. Sie hätten 1.440.000 Dollar an Mistress Stowell, Mistress Overton und Allister ausgezahlt, um drei Millionen zu kassieren.«

»Vorausgesetzt, die Versicherung zahlt.«

»Warum sollte sie nicht zahlen?«, fragte Phil lauernd.

»Lex Byron ermittelt wegen Versicherungsbetruges«, versetzte McLoyd.

»Liegt denn ein solcher vor?«

»Natürlich nicht.«

»Wo liegt dann das Problem?«

»Versicherungen«, dehnte McLoyd

und es sollte verächtlich klingen. »Im Kassieren der Beiträge sind sie Nummer eins. Wenn der Versicherungsfall eintritt, schöpfen sie sämtliche Möglichkeiten aus, um nicht bezahlen zu müssen.«

»Wenn kein Versicherungsbetrug nachweisbar ist, muss die *Catholic Mutual Group* bezahlen«, erklärte ich. »Sie besäßen dann sämtliche Gesellschaftsanteile und die Society wäre mit einem Schlag wieder in den schwarzen Zahlen.«

»Knapp eine dreiviertel Million müsste ich aus meiner Privatschatulle drauflegen«, wandte McLoyd ein. Plötzlich veränderte sich sein Gesicht. »Sie werden doch jetzt nicht anfangen, irgendetwas zu konstruieren?«

»Sie würden für eine Dreiviertelmillion ein Unternehmen aufkaufen«, sagte ich, »dessen Einlage vier Millionen beträgt und für das drei Schiffe im Wert von gut 2.000.000 Dollar fahren.«

»Ich bin Geschäftsmann«, murmelte McLoyd.

Wir ließen es darauf beruhen. Nur eine Frage hatte ich noch. »Wie stehen die beiden Frauen zu Ihrem Angebot?«

»Mistress Stowell wollte es sich überlegen, Mistress Overton sagte mir auf den Kopf zu, dass ich ziemlich pietätlos sei.«

Als wir auf dem Weg zur Federal Plaza waren, sagte ich: »Wenn das kein Motiv ist!«

»Mir raucht der Schädel vor lauter Zahlen«, knurrte Phil. »Aber die Rechnung ist ganz einfach. Soll ich dir sagen, was ich denke?«

»Raus mit der Sprache.«

»Die vier feinen Herren fassen den Entschluss, das Unternehmen wieder in die schwarzen Zahlen zu bringen, indem sie zwei Boote versenken. Indiz

dafür ist, dass Stowell der Erpressung durch Asbury nachgeben wollte. McLoyd aber ist noch eine Idee schlauer als seine Gesellschafterkollegen. Er beschließt, das Geschäft allein zu machen und sich obendrein das Unternehmen unter den Nagel zu reißen. Und er engagiert einen Killer, der zuerst Stowell, dann Overton und zuletzt Allister aus dem Weg räumt.«

»Und wer hat Loretta McLoyd entführt?«

»Ein Angehöriger der Opfer des Unterganges der *Albatros*. Vielleicht hat sogar Barnes den Auftrag dazu gegeben, vielleicht auch Asbury.«



Wir sprachen mit Mr High darüber. Der Chef meinte: »Ich muss Ihnen Recht geben. Nach der Rechnung, die Sie aufgemacht haben, könnte McLoyd ein Motiv haben, seine Geschäftspartner aus dem Weg zu räumen. Für die Morde kommt also ein weiterer Kandidat in Frage. Asbury und Barnes scheiden als Mörder aus, wobei ich nicht sagen will, dass sie unschuldig sind. Was halten Sie von der Theorie, dass sich einige Leute wie Asbury und Barnes zusammengetan und einen Killer engagiert haben?«

»Wir dürfen die Anschläge auf die beiden Boote nicht aus den Augen verlieren«, mahnte ich. »Immerhin kamen bei dem Attentat auf die *Pretty Flamingo* vierzehn Menschen ums Leben. Auch das war Mord.«

»Indiz für einen Versicherungsbetrug ist die Bereitschaft Stowells, die zwei Millionen an den Erpresser zu bezahlen«, meinte Phil. »Stowell kann

aber auch aus anderen Gründen diese Bereitschaft signalisiert haben.«

»Welche Gründe denn?«, fragte ich.

»Um die Gesellschaft nicht unnötig ins Gerede zu bringen«, antwortete Phil. »Negative Publicity ist schlecht fürs Geschäft. Vielleicht wollte er den Erpresser in Sicherheit wiegen, um dann die Polizei einzuschalten. Er kam allerdings nicht mehr dazu, weil er ermordet wurde. Vielleicht wollte er es auch selbst in die Hand nehmen, dem Erpresser das schäbige Handwerk zu legen.«

»Du meinst bei der Geldübergabe?«

»Ja.«

»Es gibt einige bekannte Bombenbastler in New York«, sagte ich. »Und jeder hat dabei seine unverwechselbare Handschrift. Vielleicht sollten wir mal nachfragen, ob die Spezialisten bei der SRD bei der Untersuchung der Bombenreste schon zu einem Ergebnis gekommen sind. Vielleicht finden wir den Bastler, und der Weg führt über ihn zum Auftraggeber.«

»Es wäre zumindest eine winzige Chance«, meinte Mr High.

»Wir haben erst vor wenigen Wochen einige Bombenbastler überprüft«, sagte ich. »Jack Warren, Elam Hooker, Ernest Curtis und Dee Howard. Letzteren haben wir aus dem Verkehr gezogen. Wir können es ja noch einmal versuchen. Wobei Elam Hooker von vornherein ausscheiden dürfte. Er ist zweiundsiebzig Jahre alt, fast blind, schwer zuckerkrank und man hat ihm bereits ein Bein abgenommen.«

Wir kehrten in unser gemeinsames Büro zurück. Ich rief beim SRD an. »Gibt es Hinweise auf den Bombenbauer?«, fragte ich, als ich den zuständigen Sachbearbeiter an der Strippe

und ihn aufgeklärt hatte, weshalb ich anrief.

»Nein. Es handelte sich um ferngezündete Sprengsätze von enormer Sprengkraft. TATP-Plastiksprengstoff – Triacetontriperoxid. Die Bestandteile der Mischung könnten in jeder örtlichen Drogerie gekauft werden, etwa Abflussreiniger, Mittel zum Haarebleichen oder Nagellackentferner. Die Zündung wurde von einem Handy ausgelöst. Teile davon wurden gefunden. TATP-Sprengstoff wird bei Terroristen immer beliebter. Da waren Profis am Werk. Solche Knallbonbons rechnet man terroristischen Kreisen zu.«

Ich bedankte mich.

Am Abend dieses Tages machten wir einen Abstecher in die *Andalusia Bar*. Es war kurz vor 10 Uhr, als wir die Kneipe betraten. Ich sah Raul Aldridge, Mort Dillinger und Stuart Russell. Die drei machten ziemlich betretene Gesichter, als sie mich erkannten.

Einige Tische waren frei. Wie immer drängte sich fast alles, was sich hier herumtrieb, an der Theke. Die Billardtische waren belegt. Das Stimmengewirr ging etwas zurück. Sicher wusste so ziemlich jeder hier Bescheid, dass ich FBI-Beamter war. Und dass Phil nicht zur Heilsarmee gehörte, konnten sie sich denken.

Wir setzten uns. Die Kerle starrten uns an wie ein Rudel Wölfe, das ein Opfer gestellt hatte. Ich winkte Mort Dillinger. Mir entging nicht, dass er sich am liebsten abgewendet hätte, schließlich aber überwand er sich und kam heran. Ich wies auf einen leeren Stuhl. »Setz dich.«

»Was willst du, Bulle?«, grollte er frech.

»Reden. Was sonst?«

»Ich wüsste nicht, was ich mit dir zu reden hätte«, kam es trotzig von dem Burschen.

»Es sind nur ein paar harmlose Fragen.«

Ich sah, dass sich Raul Aldridge zur Hintertür stehlen wollte. »Hier geblieben, Raul«, rief ich so laut, dass ich die Musik übertönte, die aus den Lautsprechern röhrt. Es sah aus, als wäre der Rocker gegen eine unsichtbare Wand gelaufen. Er drehte sich mir zu und bewegte die Lippen, was er sagte, konnte ich nicht verstehen. Ich winkte ihn heran. Als er an unserem Tisch ankam, sagte ich: »Auch wir beide müssen uns unterhalten, alter Junge. Also setz dich.«

Mort Dillinger ließ sich nieder. Wahrscheinlich hatte ihm Stuart Russell erzählt, wie ich die Skinheads aufgemischt hatte. Auch Raul Aldridge setzte sich. Die Bedienung kam heran. Sie war mit einem verdammt kurzen Rock und einem freizügig ausgeschnittenen Oberteil bekleidet. »Zwei Dosen Bier und zwei Bitter Lemon«, bestellte ich. Die Kleine schwirrte wieder ab. Ich schaute Raul an, nickte ihm grinsend zu, dann richtete ich den Blick auf Mort Dillinger und sagte: »Du gehörst auch zur Gruppe 28?«

Er schaute mich verduzt an. Dann lief der Schimmer des Begreifens über sein Gesicht. »Das weißt du von Stuart, nicht wahr?«

Ich winkte ab. »Du bist aber auch Insider, was die *Kampfgruppe 11. September* betrifft.«

Dillinger schaute mich stumm an.

»Wir suchen einen Bombenbastler.«

Nur Dillinger und Aldridge konnten hören, was ich sagte. Heute war mir die laute Musik sehr willkommen.

Dillinger sandte Aldridge einen Hilfe

suchenden Blick zu. Aldridge schaute weg.

Ich sagte: »Du bist mir was schuldig, Dillinger. Denk nur an unsere Verabredung. An deiner Stelle sind sechs Schläger aufgekreuzt. Ich weiß, dass du sie mir geschickt hast. Ich könnte dich dafür festnehmen. Um seine Haut zu retten, wird Russell sicher aussagen, wer ihn und seine fünf Kumpels auf mich gehetzt hat.«

»Ich kenne niemanden, der Bomben bastelt«, presste Dillinger zwischen den Zähnen hervor.

»Denk mal scharf nach.«

Dillingers Blick irrte ab. »Wirklich nicht, Cotton. Wir sind nicht das, wofür du uns hältst. Auch von der *Kampfgruppe 11. September* geht schon lange kein Terror mehr aus.«

»Sicher, Dillinger...« Die Bedienung kam mit den Getränken und ich brach ab, stellte vor Dillinger und Aldridge jeweils ein Bier hin, Phil und ich nahmen jeder ein Glas Bitter Lemon. Als die Bedienung wieder fort war, sprach ich weiter: »Du bekommst Gelegenheit, darüber nachzudenken. Trink das Bier. Für die nächste Zeit wird es das Letzte sein.«

»Was soll das heißen?«

»Wir nehmen dich mit.«

»Verdammt...«

»Hast du 'ne Ahnung, Raul, an wen wir uns wenden könnten?«

Aldridge schüttelte den Kopf. »Nein.« Er grinste schief. »Mit Bombenbastlern habe ich nichts zu tun.«

»Scherzkeks«, sagte Phil.

»Trink dein Bier, Dillinger«, sagte ich. »Wir gehen.«

»Ich – ich kann euch wirklich nichts

sagen«, sagte der Skinhead mit Nachdruck und einem fast verzweifelten Unterton. Seine sonst zur Schau getragene Lässigkeit schmolz wie Schnee auf einer heißen Herdplatte.

»Reden wir im Field Office drüber«, sagte ich.

Unseren Abgang begleiteten böse Blicke und ein Lied von Rammstein, dieser deutschen Heavy-Metal-Gruppe, die in Amerika zu ziemlicher Berühmtheit gelangt war. Wir verließen die Höhle des Löwen. Aber wir hatten uns Respekt erkaufte. Es fielen keine anzüglichen Bemerkungen, und es gab keine Gesten, die wir vielleicht als Beleidigung hätten auffassen können.

Wir brachten Dillinger im Federal Building nicht in den Verhörraum, sondern in unser Büro. Mein Blick schien Druck auf ihn auszuüben, denn er schaute weg. Kerle wie er waren nur in der Gemeinschaft hart und stark.

»Na, dann erzähl mal«, sagte ich. »Du kannst uns doch sicher einen oder mehrere Namen nennen. Wo sitzen eure Spezialisten für den Fall, dass die *Kampfgruppe 11. September* wieder Zeichen setzt und den Kampf aufnimmt? Mit Molotow-Cocktails gebt ihr euch doch sicher nicht zufrieden. Ihr habt doch eure Strategen, Logistiker und – Kerle, die sich auf den Bau von Bomben verstehen.«

»Wir – wir sind keine Terroristen.«

»Noch nicht«, versetzte ich. »Aber was nicht ist, kann noch werden. Wer leitet eure Gruppe?«

»Das weiß ich selbst nicht so genau. Es gibt einen Kontaktmann. Ab und zu bekommen wir von ihm Flugblätter, die wir verteilen.«

»Mit denen ihr nationalsozialistisches Gedankengut verbreitet«, mischte sich Phil ein.

»Die aber auch Ansätze terroristischer Gesinnung zum Ausdruck bringen«, fügte ich hinzu. »Wie heißt der Bursche, dieser Kontaktmann?«

»Wir nennen ihn Moss.«

»Hat er keinen Familiennamen?«

»Den kenne ich nicht. Moss sagt uns, was wir zu tun haben.«

»Wie ist das zu verstehen?«, wollte ich wissen.

»Wo wir an Aufmärschen teilnehmen müssen und wo wir für Unruhe sorgen sollen«, erklärte Dillinger.

»Die Befehle kommen also von oben«, sagte ich. »Du willst mir doch nicht erzählen, dass du die Bosse nicht kennst, Mort. Ich schätze mal, dass du einer der Unterführer bist. Dass du eine besondere Rolle spielst, sagt mir das Ansehen, das du in der *Andalusia Bar* genießt.«

»Ich kenne sie wirklich nicht. Sie halten sich im Hintergrund.«

»Na schön, Mort«, sagte ich. »Du kriegst Gelegenheit, darüber nachzudenken. Wir werden dich jetzt einbuchen lassen. Und dann legen wir dem Staatsanwalt einen Bericht vor, der diesen veranlassen wird, Haftbefehl zu beantragen. Wenn du sechs Schläger auf einen G-man hetzt, um diesen fertig zu machen, wird das kein Gericht der Welt als Kavaliersdelikt einstufen. Du wirst bis zu deiner Verhandlung in Rikers Island sitzen.«

»Ich – ich hab mal von einem Burschen gehört«, sagte Dillinger ganz kleinlaut. »Ich sage euch seinen Namen aber nur, wenn ihr mich nicht verpfeift. Niemand darf wissen, dass ich ihn euch genannt habe.«

»Ehrensache«, versicherte ich.

»Er heißt Fred Abbott und gehört zur *Kampfgruppe 11. September*. Er soll was davon verstehen, Bomben her-

zustellen. Ob er schon welche gebaut hat, weiß ich nicht.«

»Weißt du, wo dieser Abbott wohnt?«

»Nein. Jedenfalls fiel sein Name mal im Zusammenhang mit dem Einsatz von Sprengkörpern. Mehr weiß ich auch nicht. Und das müsst ihr mir glauben.«

»Du hast uns sehr geholfen, Mort«, sagte ich und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Wärst 'n guter V-Mann. Keine Lust?«

»Um irgendwann im Hudson als Fischfutter zu enden? Nein, danke.«

»Komm gut nach Hause«, sagte ich. »Ich meine natürlich in die *Andalusia Bar*.«

Mort Dillinger beeilte sich, die Kurve zu kratzen.



Fred Abbott war der Polizei kein Unbekannter. Er war wegen Körperverletzung und Zugehörigkeit zu einer terroristischen Organisation rechtskräftig verurteilt und hatte zwei Jahre in Rikers Island verbracht. Bei der terroristischen Organisation, zu der er gehörte, handelte es sich um die *Kampfgruppe 11. September*, und er war damals im Fahrwasser Steven Caldridges festgenommen und abgeurteilt worden. Abbott war auf Bewährung draußen. Ein Jahr hatte man ihm sozusagen geschenkt. Er hatte scheinbar nichts Schnelleres zu tun gehabt, als in die Arme seiner alten Kampfgenossen zurückzukehren.

Die letzte bekannte Anschrift war Brooklyn, Coney Island Avenue. Es war das Gebäude mit der Nummer 254. Abbott wohnte in der vierten Etage. Es handelte sich um einen Wohnblock, in dem sechzehn Apartments untergebracht waren.

Das Namensschild an der Tür zu Apartment drei in der vierten Etage sagte uns, dass wir richtig waren. Ich läutete. Die Linse des Türspions verdunkelte sich, dann wurde die Tür einen Spalt breit geöffnet und die Hälfte eines Männergesichts wurde sichtbar. Die andere Hälfte wurde von der Tür verdeckt.

»Bitte?«, fragte der Bursche. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein und hatte blonde Haare, die er ganz kurz trug. Sein rechtes Ohrläppchen zierte ein goldener Ring.

»Cotton, FBI«, stellte ich mich vor – und schon schlug die Tür zu. »Machen Sie auf, Abbott!«, schrie ich und sprang zur Seite, denn es war nicht auszuschließen, dass er durch die Tür feuerte.

Es fiel jedoch kein Schuss, sondern Abbott rief: »Was wollt ihr von mir? Ich habe meine Strafe abgesessen und bin auf Bewährung draußen. Ich hab mir nichts zuschulden kommen lassen.«

»Dann können Sie ja die Tür öffnen«, sagte ich laut genug, dass er mich hören konnte.

»Was wollt ihr?«

Phil gab mir ein Zeichen. Ich nickte. Mein Kollege trat vor die Tür hin, sein Bein zuckte hoch, schnellte vor und prallte mit aller Wucht neben dem Türkнопf gegen die Füllung. Diesem Tritt hielt die Tür nicht stand. Das Schloss wurde regelrecht herausgebrochen und polterte auf den Fußboden.

Phil sprang zur Seite und zog die SIG. Ich hatte meine Waffe schon in der Hand.

»Was soll das?«, heulte Abbott auf. »Warum brecht ihr meine Tür auf?«

»Falls Sie bewaffnet sind, Abbott«, sagte ich, »rate ich Ihnen, die Waffe wegzulegen. Wir kommen jetzt in die Wohnung. Ergeben Sie sich, zwingen Sie uns nicht, von den Schusswaffen Gebrauch zu machen.«

»Kommt nur und holt mich!«, blaffte Abbott. »Natürlich bin ich bewaffnet. Und ich verpasse jedem, der die Wohnung betritt, eine Kugel.«

»Nehmen Sie Vernunft an, Abbott«, mahnte ich. »Sie machen alles nur noch schlimmer.«

»Was wollt ihr, verdammt?«

»Wir wissen, dass Sie der Bombenexperte der *Kampfgruppe 11. September* sind.«

»Das ist Blödsinn. Wer behauptet das?«

»Wir wissen es eben.«

»So ein Unsinn. Na schön, kommen Sie herein. Sie können meine Wohnung durchsuchen. Das mit der Waffe war ein Bluff. Ich besitze keine.«

»Pass auf, Phil«, sagte ich, dann wirbelte ich um den Türstock herum und ging sofort auf das rechte Knie nieder. Den Arm mit der Pistole hatte ich erhoben, sodass er mit der Schulter eine gerade Linie bildete, die Hand mit der Waffe beschrieb einen Halbkreis.

Abbott stand mit erhobenen Händen in der Tür zu einem Nebenraum.

Ich richtete mich auf. Die SIG deutete auf den Burschen. »Setzen Sie sich«, sagte ich.

Abbott ging zu einem der Sessel und ließ sich hineinfallen. Er nahm die Arme nach unten.

Phil betrat die Wohnung.

Wir schauten uns um. Es gab Küche, Schlafzimmer, Wohnzimmer und Bad mit WC. Nachdem wir jeden Schub herausgezogen und durchwühlt und hinter jede Schranktüre geschaut hat-

ten, war klar, dass es in der Wohnung nichts gab, was darauf schließen ließ, dass Abbott sich mit dem Bau von Sprengkörpern beschäftigte.

Wir ließen uns seinen Keller zeigen. Da standen einige Pappkartons herum, einige Obstkisten waren übereinander gestapelt, eine alte Anrichte stand an der Wand. Ich öffnete die beiden Türen – und fand einen etwa meterlangen Kabelstrang, der aus verschiedenfarbigen Drähten bestand.

»Wozu brauchen Sie das?«, fragte ich.

Abbott überlegte kurz. »Ich bin Modellbauer. Hatte mal 'ne elektrische Eisenbahn. Dafür benötigte ich die Kabel.«

»Solche Kabel verwendet man auch für die Zünder von Bomben«, sagte ich.

»Möglich. Nur, ich baue keine Bomben.«

»Wir glauben Ihnen«, versetzte ich. »Entschuldigen Sie die Störung. Ihre Tür werden Sie auf eigene Kosten reparieren lassen müssen, denn Sie haben unser gewaltsames Eindringen provoziert.«

Wir verließen das Haus, stiegen in den Jaguar und fuhren weg.

Aber ich fuhr nur bis zur nächsten Seitenstraße. Phil postierte sich an der Straßenecke, sodass er die Tür des Gebäudes Nummer 254 im Blickfeld hatte. Es dauerte nicht einmal zehn Minuten, dann läutete mein Handy, ich ging auf Empfang und hörte Phil sagen: »Er hat das Haus verlassen und geht zu einem beigefarbenen Ford.« Und wenig später sagte Phil: »Er fährt nach Norden.«

»Na, dann beeil dich, Partner, damit wir den Anschluss nicht verpassen.«

Abbott fuhr in die Nähe des Pros-

pect Park und hielt vor einem Wohnhaus, an das ein flaches Gebäude angebaut war, auf dessen Dachkante ein Schild montiert war, das verriet, dass sich hier eine Zweiradreparaturwerkstatt befand. Als Besitzer war ein Mann namens Wes Jackson genannt. Er bot auf seinem Firmenschild auch an, Gartengeräte wie Rasenmäher und Vertikutierer zu reparieren.

Aus einem Fenster des Hauses fiel Licht. Ich parkte den Jaguar in sicherer Entfernung. Das Haus hatten wir gut im Blick.

Abbott stieg aus und läutete an der Haustür. Ein Mann öffnete ihm, gemeinsam gingen sie zu dem Anbau, der Mann, der aus dem Haus gekommen war, sperrte das Eisentor auf, durch das man in den flachen Bau gelangte. Dann ging in der Werkstatt Licht an.

»Zugriff«, sagte ich zu Phil. Wir stiegen aus und liefen zu der Werkstatt.

Als wir plötzlich auftauchten, waren Abbott und der andere Bursche wie gelähmt. Sie standen bei einer Werkbank und packten irgendwelche Materialien in eine Pappschachtel.

Angesichts unserer auf sie gerichteten Waffen nahmen sie wie auf ein geheimes Kommando die Arme in die Höhe. Phil holsterte seine SIG, nahm die Handschellen vom Gürtel und fesselte Abbott. Ich warf ihm die Handschellen zu, die ich am Gürtel trug, und sogleich war auch der andere Bursche gefesselt.

Ich warf einen Blick in die Kiste. »Was man alles so braucht, um eine Bombe zu bauen«, sagte ich lächelnd.



»Wir haben Sie mit Utensilien erwischt, die man benötigt, um eine Bombe zu bauen, Abbott«, sagte ich mit Nach-

druck. »Es wird sich leicht feststellen lassen, ob Bomben aus Ihrer Fertigung für irgendwelche Anschläge verwendet wurden. Erzählen Sie uns, für wen Sie die Sprengsätze gebaut haben.«

»Wes und ich sind Bastler«, sagte Fred Abbott. Wir hatten ihn ins Federal Building schaffen lassen. »Wir richten alte Fahrräder und Rasenmäher her, und...«

»...ihr baut ganz beiläufig Bomben«, unterbrach ihn Phil. »Zufällig wissen wir, dass du der rechtsextremen Szene zuzurechnen bist, Freddy-Boy. Das ist definitiv. Egal, ob du nun zur *Kampfgruppe 11. September* gehörst oder zu der Gruppe 28. Dein Freund Wes wird sich wohl weniger stur anstellen, wenn wir ihm ein paar Vergünstigungen zusichern. Strafmilderung zum Beispiel. Der Staatsanwaltschaft lässt sicher mit sich reden. Vielleicht kommt er sogar in den Genuss der Kronzeugenregelung.«

»Kronzeuge – gegen wen?«

»In der Werkstatt haben wir TATP-Sprengstoff sichergestellt«, sagte ich. »Ebenso Mobiltelefone, Kabel und Blechbüchsen, die als Behältnisse für die Bomben dienen sollten. Gleiche Materialien wurden an Tatorten sichergestellt, an denen Bomben hochgegangen sind.«

Fred Abbott knetete seine Hände. Dann sagte er: »Jemand ist an mich herangetreten. Woher er meine Adresse hatte, weiß ich nicht. Er zahlte mir zweitausend Dollar pro Bombe. Drei sollte ich für ihn herstellen.«

»Wer?«

»Ich kenne den Mann nicht. Er ist um die fünfzig und grauhaarig. War

gut gekleidet. Ich tippe auf erfolgreicher Geschäftsmann. Ich – ich habe keine Fragen gestellt.«

»Es sieht so aus, als wären mit einer Ihrer Bomben vierzehn Menschen getötet worden«, knurrte Phil. »Sie sollten reden, und zwar vorbehaltlos. Es kommt eine Anklage wegen Beihilfe zum vierzehnfachen Mord in Frage. Was das für Sie bedeutet, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.«

Abbott zog den Kopf zwischen die Schultern. Er schien auf seinem Stuhl zu schrumpfen. »Damit habe ich nichts zu tun. Ich hatte keine Ahnung, wofür der Typ die Knallbonbons benötigte. Und bei zweitausend Bucks pro Bombe stellte ich auch keine Fragen. Wie hätte ich wissen sollen, dass er mit der Bombe Menschen umbringt?«

»Wie sah der Mann aus?«

Abbott lieferte eine gute Beschreibung. Danach war es Stowell, der die Bomben in Auftrag gegeben hatte. Wir ließen Abbott abführen und besorgten uns ein Bild von Ken Stowell, das wir später Fred Abbott vorlegten.

»Ja, das ist der Mann«, bestätigte Ken Abbott. »Um wen handelt es sich?«

»Um den Geschäftsführer der *Manhattan Ship Society*«, antwortete ich. Und als wir den Zellentrakt verlassen hatten, sagte ich zu Phil: »Schade, dass uns Stowell nicht mehr sagen kann, ob seine Gesellschafterkollegen an der Sache beteiligt waren. Es wird schwer sein, McLoyd und Telly Allister eine Beteiligung an dem Anschlag nachzuweisen.«

»Zumindest wissen wir jetzt, dass es ein Versicherungsbetrug werden sollte«, sagte Phil. »Lex Byron wird sich freuen.«

»Wenigstens einer, der sich freuen kann«, maulte ich.

Gegen Mittag dieses Tages rief mich Susan Fougera an. »Telly Allister hat sich gemeldet«, erklärte sie. »Er befindet sich in Buenos Aires.«

»Wie lange gedenkt er sich dort aufzuhalten?«, fragte ich.

»Bis Sie den Mörder Stowells und Overtons geschnappt haben«, erwiderte die Frau. »Er hat einen Verdacht geäußert«, fügte sie dann hinzu.

»Welchen Verdacht?«

»Telly denkt, dass McLoyd hinter den Morden steckt. Nachdem ihm dieser ein etwas suspektes Angebot unterbreitete, kam Telly zu diesem Schluss. Er meint, dass sich McLoyd das Unternehmen unter den Nagel reißen will und mit dem Geld der Versicherung einen horrenden Gewinn macht.«

Zuletztem Schluss waren wir auch schon gekommen.

Nachdem sich Susan Fougera verabschiedet hatte, rief ich bei der *Catholic Mutual Group* an. Ich versprach Lex Byron, ihm eine Kopie der Aussage Fred Abbotts zuzuleiten.



Bei McLoyd läutete das Telefon. Nachdem James McLoyd das Gespräch angenommen hatte, sagte eine dunkle Stimme: »Ich habe deine Tochter, McLoyd. Nachdem mein Auftraggeber verhaftet wurde, weiß ich nicht, was ich mit ihr anfangen soll. So bin ich auf den Gedanken gekommen, dass ich dir deine Tochter gegen eine gewisse Summe zurückgeben könnte.«

»Wie viel?«, brach es über McLoyds Lippen. Ihn hatte eine fast schmerzhaft Erregung befallen. »Nennen Sie mir Ihren Preis. Ich bin bereit zu zahlen.«

»Und keine Polizei!«

»Seien Sie dessen versichert.«

»Was halten Sie von einer Million? Ich denke, der Preis wäre angemessen.«

»Wann und wo?«

»Morgen Abend, 22 Uhr, auf dem Parkplatz des Jacob K. Javits Convention Center. Ich werde mich Ihnen zu erkennen geben.«

»Bringen Sie meine Tochter mit?«

»Sie sind wohl verrückt. Ihr Töchterlein befindet sich auf Nummer sicher. Wenn Sie die Polizei einschalten und ich werde verhaftet, wird Loretta den schrecklichen Tod des Verhungerns und Verdurstens sterben.«

»Mein Wort drauf. Ich werde die Polizei nicht verständigen.«

»Dann bis morgen also«, sagte der Anrufer und legte auf.

Da klingelte es an der Wohnungstür. Mrs McLoyd, die mitten im Wohnzimmer stand und jedes Wort der telefonischen Unterhaltung hatte hören können, zuckte zusammen.

»Morgen haben wir Loretta wieder, Frau«, sagte McLoyd. »Am Ende, wenn alles so läuft, wie ich es mir vorstelle, werde ich immer noch mit einem Gewinn aus der Sache herauskommen. Lass dir nichts anmerken, wer immer auch vor der Tür steht.«

Es waren die beiden Special Agents Cotton und Decker.



»Guten Tag«, sagte ich. »Dürfen wir eintreten?«

Es war deutlich, wie wenig McLoyd darüber erbaut war, uns zu sehen. Der Blick, mit dem er uns musterte, war geradezu feindselig. »Was wollen Sie denn?« Seine Stimme bekam einen lauernden Unterton. »Haben Ihre Ermittlungen einen Fortschritt gemacht, oder treten Sie immer noch auf der Stelle?«

»Was wir Ihnen zu sagen haben, sollten wir nicht zwischen Tür und Angel besprechen«, sagte ich. »Vielleicht sollten Sie sitzen, wenn Sie hören, was wir herausgefunden haben.«

Plötzlich verriet er Unsicherheit. Er fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen. »Kommen Sie herein.« Als wir in der Wohnung waren und er uns aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, fragte er: »Was haben Sie denn herausgefunden, G-men? Kann es noch schlimmer sein als das, was mich bereits getroffen hat? Ich meine die Entführung meiner Tochter.« Plötzlich stutzte er. »Gibt es etwa ein Lebenszeichen von ihr?«

»Nein«, sagte ich, als wir saßen, »leider wissen wir noch immer nichts über das Schicksal Ihrer Tochter. Aber wir haben den Mann dingfest machen können, der im Auftrag Ken Stowells drei Bomben baute, von denen zwei bereits zum Einsatz kamen.«

McLoyd starrte mich an, als wollte er meine geheimsten Gedanken ergründen und analysieren. »Ich – verstehe – nicht«, ächzte er.

»Es ist ganz einfach«, mischte sich Phil ein. »Die *Albatros* wurde im Auftrag Stowells versenkt. Ebenso die *Pretty Flamingo*. Aus den drei Millionen von der Versicherung wird wohl nichts, Mister McLoyd.«

McLoyds Lippen sprangen auseinander. Seine Augen hatten sich geweitet. Ein seltsamer Ton brach aus seiner Kehle. Sein Gesicht entfärbte sich. Seine Stimmbänder versagten ihm den Dienst.

»Das ist Fakt«, sagte ich. »Jetzt gilt es nur noch herauszufinden, wer zusammen mit Ken Stowell den Betrug geplant hat.«

»Sie – Sie denken doch nicht etwa,

dass ich...« McLoyd verstummte und griff sich mit der linken Hand an den Hals, nestelte am Kragen seines weißen Hemdes herum, als wäre dieser ihm plötzlich zu eng geworden.

»Ihre Rechnung ist nicht aufgegangen, Mister McLoyd«, gab ich zu verstehen. »Plötzlich fehlen drei Millionen in der Kasse. Was nun?«

Von Mrs McLoyd kam ein schluchzender Ton. Sie stand bei einem Sideboard und stützte sich mit beiden Armen darauf.

»Ist Ihnen nicht gut?«, fragte Phil und erhob sich.

»Nein, nein, alles in Ordnung.« Mrs McLoyd schoss ihrem Mann einen seltsamen Blick zu. »Du – du solltest es den beiden Agenten sagen«, murmelte sie.

»Bist du verrückt?« McLoyds Züge hatten sich verzerrt. Seine Augen blitzten zornig.

»Was sollten Sie uns sagen?«, fragte ich.

»Ach was!«, knirschte er und winkte ab. »Es ist nichts. Zumindest nichts von Bedeutung. Meine Frau ist wegen der Entführung unserer Tochter mit den Nerven ziemlich am Ende. Sie...«

»Reden Sie, McLoyd!«, fiel ich ihm ins Wort.

Er stieß scharf die Luft durch die Nase aus. Dann sagte er kehlig: »Der Entführer unserer Tochter hat angerufen. Nachdem sein Auftraggeber verhaftet worden sei, wisse er nicht, was er mit meiner Tochter anfangen soll, meinte er. Er fordert eine Million Lösegeld. Dann will er Loretta laufen lassen.«

In meinem Kopf wirbelten die Gedanken. Asbury oder Barnes!, durchzuckte es mich. Einer der beiden war der Auftraggeber. Davon war ich über-

zeugt. »Weiter!«, forderte ich mit zwingendem Ton in der Stimme.

»Die Geldübergabe soll morgen Abend um 22 Uhr auf dem Parkplatz des Jacob K. Javits Convention Center erfolgen«, murmelte McLoyd. »Ich will nicht, dass Sie sich einmischen. Er hat gedroht, Loretta verhungern und verdursten zu lassen, wenn ich die Polizei einschalte und er verhaftet wird. Bitte, gefährden Sie nicht das Leben meiner Tochter.«

Es klang fast kläglich.

Da läutete es erneut an der Wohnungstür.

McLoyd riss es regelrecht hoch. Er wollte sich zur Tür bewegen, aber ich sagte: »Es sind die Kollegen vom Police Department, Mister McLoyd. Wir führen eine Wohnungsdurchsuchung bei Ihnen durch. Es besteht nämlich der Verdacht, dass Sie der Mörder Ken Stowells und Richard Overtons sowie des Polizisten sind, der Overton bewachte.«

Phil ging zur Tür und ließ die Kollegen herein. McLoyd war mit einem Satz bei seiner Frau. Er wirbelte sie herum und drängte sie zu einer der Türen, die in einen Nebenraum führten. Ich sprang auf. »Kommen Sie mir nicht zu nahe!«, zischte McLoyd. »Ich breche ihr das Genick.«

Die Frau schrie auf. Er drückte ihr den linken Unterarm in den Nacken, legte ihr die rechte Hand flach auf die Stirn und bog ihren Kopf nach hinten. Ein Ruck mit seiner Rechten, und er würde ihr durch den Gegendruck mit dem linken Arm tatsächlich das Genick brechen.

»Machen Sie keinen Unsinn!«, schrie ich.

Er lachte irr auf und verschwand mit seiner Frau in den Nebenraum. Ich

folgte ihm. Es war das Schlafzimmer. Er war bei einem Nachtschränkchen angelangt, legte jetzt seiner Frau den linken Arm von hinten um den Hals und zog mit der Rechten eine kleine Schublade auf, holte eine Pistole heraus und richtete sie auf mich. Auf die Mündung war ein Schalldämpfer aufgeschraubt.

»Verschwindet!«, schnappte er. Dann drückte er seiner Gattin die Mündung des Schalldämpfers unter das Kinn. Mir war klar, dass McLoyd in seiner Verfassung vor nichts zurückschreckte.

In den Augen der Frau las ich das blanke Entsetzen.

»Ich erschieße sie, wenn Sie die Wohnung nicht räumen!«, drohte McLoyd.

Ich drehte mich um. Phil und die Kollegen standen unschlüssig bei der Wohnungstür. Ich bedeutete ihnen, die Wohnung zu verlassen. Ich musste Phil nicht sagen, was er zu veranlassen hatte.

Ich wandte mich wieder McLoyd zu: »Mit dieser Pistole haben Sie Stowell und Overton erschossen, nicht wahr? Und jetzt, da Sie befürchten mussten, dass sie uns in die Hände fällt, zeigen Sie Ihr wahres Gesicht. Sie hätten auch Allister getötet, wenn er sich nicht abgesetzt hätte.«

McLoyd lachte klirrend auf. »Wollen Sie mich zu einem Geständnis verleiten, Cotton? Glauben Sie, ich schaufle mir mein eigenes Grab? Verschwinden Sie! Und lassen Sie einen voll getankten Wagen vor die Tür stellen.«

»Wessen Idee war es, einige Ihrer Schiffe zu versenken, um die Versicherungssumme zu kassieren und das Unternehmen wieder in die schwarzen

Zahlen zu bringen?«, fragte ich unge-
rührt.

»Sie haben wohl was an den Ohren,
Cotton? Ich sagte, Sie sollen verschwin-
den. Falls in einer Viertelstunde kein
vollgetanktes Auto vor der Tür steht,
erschieße ich meine Frau.«

»Und dann?«

Er richtete wieder die Pistole auf
mich. »Und vorher schicke ich Sie in
die Hölle, Cotton. Ist es Ihnen das wert?«

»Was soll aus Ihrer Tochter werden?«

»Lassen Sie meine Tochter aus dem
Spiel, Cotton. Wenn sie stirbt, geht ihr
Tod auf Ihr Konto.«

»Sie haben keine Chance«, sagte ich
ruhig. Die Mündung des Schalldämp-
fers glotzte mich an. Meine Muskeln
waren gestrafft. McLoyd befand sich
in einem Stadium der Unzurechnungs-
fähigkeit. Ich war davon überzeugt,
dass er nichts mehr zu verlieren hatte.
Er würde um sich beißen wie ein in die
Enge getriebenes Raubtier.

»Ich gebe Ihnen genau zehn Sekun-
den, um zu verschwinden«, blaffte
McLoyd. »Dann schieße ich auf Sie,
Cotton. Und dann werde ich mich mit
meiner Frau auf die Straße begeben.
Wenn sich auch nur ein einziger Bulle
sehen lässt, ist sie tot. Ich fange jetzt
zu zählen an. Bei zehn fahren Sie zur
Hölle, Cotton. – Eins...«

Ich atmete tief durch. Eine kurze
Zeitspanne verrann.

»Zwei.«

Ich ging rückwärts. McLoyd drängte
seine Frau zur Tür. Als ich bei der Woh-
nungstür ankam, bugsierte er seine
Frau durch die Schlafzimmertür ins
Wohnzimmer. »Denken Sie an den voll-
getankten Wagen, Cotton!«, schärfte
er mir ein.

Dann verließ ich die Wohnung und
eilte die Treppe hinunter.

Auf der Straße hatten sich Phil und
die Kollegen verteilt und hinter par-
kenden Fahrzeugen Stellung bezogen.
Jeder der Beamten hatte seine Pistole
in der Hand. »Hast du das Police De-
partment verständigt?«, fragte ich Phil.

»Ja. Man schickt uns eine Spezial-
einheit und ein Team von Scharfschüt-
zen. Auch ein Psychologe kommt mit.
Wie sieht es oben aus?«

»Er will einen vollgetankten Wagen«,
sagte ich.

»Wir müssen ihn stoppen.«

Ich nickte. »Aber wir dürfen nicht
das Leben seiner Frau gefährden.«

Ich baute mich neben der Haustür
auf. Die Minuten verrannen. Ein Pat-
rolcar kam mit heulender Sirene und
rotierenden Lichtern an. Ich winkte
dem Cop hinter dem Lenkrad zu an-
zuhalten. Er bremste und kurbelte das
Fenster nach unten. »Ich bin Special
Agent Cotton, FBI«, sagte ich. »Stei-
gen Sie aus und lassen Sie den Wagen
auf der Straße stehen. Gehen Sie in
Deckung.«

Der Polizist stellte den Motor ab,
dann sprangen die beiden Beamten he-
raus und liefen in den Schutz eines par-
kenden Fahrzeuges. Ich bedeutete Phil,
in die Halle zu gehen. Als er an mir
vorbeischnitt, sagte ich: »Lenk ihn ab.
Ich versuche ihn zu überwältigen, so-
bald er das Haus verlässt.«

Wieder verrannen einige Minuten.
Weitere Streifenfahrzeuge, die alar-
miert worden waren, kamen ange-
braust. Schräg gegenüber gab es einen
Supermarkt. Die Menschen, die dort
einkauften, durften den Laden nicht
verlassen und mussten sich auf den Bo-
den legen. Die Straße wurde abgesperrt.

Dann war das Ultimatum abgelau-
fen. Ich spähte in die Halle des Gebäu-
des. Die Aufzugtüren glitten auseinan-

der und McLoyd kam, seine Frau wie ein lebendes Schutzschild vor sich haltend, in die Halle. Er sah Phil und rief: »Ich habe gedroht, Sie zu erschießen, wenn ich auch nur die Nasenspitze eines Bullen sehe.«

»Der Wagen steht bereit«, sagte Phil ruhig. »Sie haben von mir nichts zu befürchten.«

»Sind die Scharfschützen schon positioniert?«, fragte McLoyd rau.

»Nein.«

»Ich hörte Sirenen.«

»Nur einige Streifenwagen der City Police.«

»Gehen Sie vor mir her aus dem Haus, Decker. Die Pistole wird auf Ihren Rücken gerichtet sein. Wenn Ihr Kollege Cotton versucht, mich aufs Kreuz zu legen, werden Sie es auszubaden haben.

»Ich komme jetzt hinaus, Jerry!«, rief Phil. »McLoyd zielt auf mich.«

Gleich darauf marschierte Phil an mir vorbei. Er blickte starr geradeaus.

»Setzen Sie sich ans Steuer des Wagens, Decker!«, gebot McLoyd.

Phil steuerte auf den Streifenwagen zu.

Die Hand McLoyds mit der Pistole schob sich aus der Tür. Dann kam Mrs McLoyd. Ehe McLoyd mich sehen konnte, griff ich zu. Ich erwischte mit beiden Händen sein Handgelenk, drückte den Arm in die Höhe, ein Schuss löste sich, aber die Mündung der Waffe wies in die Höhe. Ich drückte den Arm McLoyds nach hinten, trat neben ihn und stellte hinter ihm mein Bein schräg. Sein Oberkörper pendelte zurück, er wollte einen Schritt nach hinten machen, um sein Gleichgewicht zu bewahren, stolperte über mein Bein und stürzte. Seine Frau riss er mit sich zu Boden.

Ich fiel ebenfalls auf die Knie nieder. Er brüllte wie am Spieß. Blitzschnell entwand ich ihm die Pistole. Dann war auch Phil heran, befreite Mrs McLoyd aus dem Klammergriff ihres verbrecherischen Gatten und half ihr auf die Beine. Von allen Seiten kamen die Kollegen. Handschellen klickten.



Am Abend des folgenden Tages fanden wir uns auf dem Parkplatz des Jacob K. Javits Convention Center ein. Wir verbargen uns hinter Sträuchern. Um kurz nach 22 Uhr fuhr ein Wagen vor. Um diese Zeit war es auf dem Parkplatz ruhig. Es konnte nur der Erpresser sein.

Er stieg aus und schaute sich um. Scheinbar war er sich seiner Sache sehr sicher.

Ich verließ mein Versteck hinter einem Busch. Wahrscheinlich hielt mich der Kerl für McLoyd. Ich näherte mich ihm. Da schien er seinen Irrtum zu bemerken. Er warf sich herum und wollte in den Wagen steigen, aber da gab Phil einen Warnschuss ab. Der Bursche erstarrte.

Wir brachten ihn ins Federal Building. Dort nannte er uns seinen Namen. Er hieß Herb Callagher. Und dann erzählte er. Robert Barnes hatte ihn in der Hand. Er wusste von einigen Straftaten, die Callagher begangen hatte und die Barnes entgegen seiner Verpflichtung nicht zur Anzeige gebracht hatte. Nach dem Motto »Eine Hand wäscht die andere« nötigte er Callagher, ihm eine Waffe zu besorgen und Loretta McLoyd zu entführen. Die junge Frau hielt er in einer verlassenen Bootshütte

in der Little Neck Bay fest. Was Barnes mit Loretta vorhatte, wusste Callagher nicht.

Wir befreiten sie noch in derselben Stunde.

Drei Tage später erhielten wir ein ballistisches Gutachten, das klar zum Ausdruck brachte, dass mit der Pistole, die ich McLoyd abgenommen hatte, Stowell und Overton sowie Officer Welsh getötet worden waren. Damit konfrontiert erklärte sich McLoyd bereit, ein Geständnis abzulegen.

Der Versicherungsbetrug war von Stowell ausgedacht worden, um die *Manhattan Ship Society* wieder in die schwarzen Zahlen zu bringen. Die Bomben hatte Telly Allister an Bord der Schiffe geschmuggelt. Dann sei er, McLoyd, auf die Idee gekommen, sich das Unternehmen unter den Nagel zu reißen. Indem er seine Mitgesellschafter ermordete, beseitigte er zum einen unliebsame Zeu-

gen des Versicherungsbetruges, zum anderen wollte er ihre Erben auszahlen und schließlich als alleiniger Inhaber eines infolge des Betruges gesundeten Unternehmens auftreten.

Er hatte die Rechnung allerdings ohne den Wirt gemacht. Und der waren in diesem Falle wir.

Gegen Telly Allister wurde ein internationaler Haftbefehl erlassen. Schon nach wenigen Tagen erhielten wir die Meldung, dass er der argentinischen Polizei ins Netz gegangen war. Das Justizministerium des Staates New York stellte sofort einen Auslieferungsantrag.

Vier wenig ehrenwerte Gentlemen hatten ein schmutziges Spiel inszeniert. McLoyd setzte aus Habgier dem Ganzen die Krone auf, indem er seinen Komplizen in den Rücken fiel und ihren Tod beschloss. Doch am Ende war das Recht stärker.

E N D E

Sie lasen einen Roman mit der Bastei-Zinne.

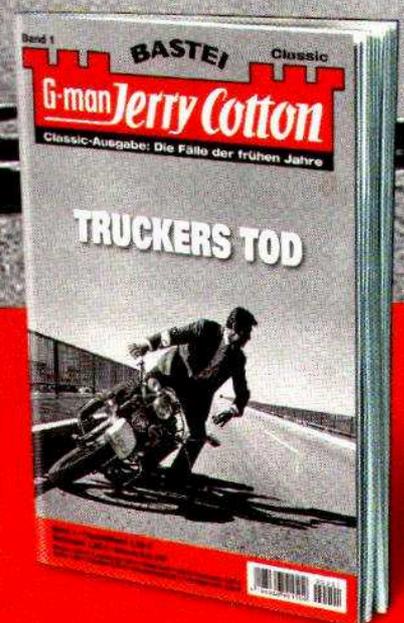
BASTEI

Wo gute Unterhaltung zu Hause ist.

Sie finden uns auch im Internet: unter <http://www.bastei.de>. Hier können Sie aktuelle Informationen zu unseren Serien und Reihen abrufen, mit anderen Lesern in Kontakt treten, an Preisausschreiben und Wettbewerben teilnehmen oder in Fan-Shops stöbern. Schauen Sie mal rein – es lohnt sich!

BASTEI. Jedem seine Welt.

Mit 200 km/h zurück in die 50er!
Jerry Cotton Classic ist da!



Mit Jerry Cotton Classic kehren jetzt Originalromane aus der Frühzeit von Jerry Cotton zurück. Zum Teil sogar verschollene oder bisher nie erschienene Stoffe.

Für Sammler und echte Fans ist diese neue Reihe also ein absolutes Muss!

BASTEI
www.BASTEI.de